



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

N^o. 3.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Am Morgen erwachte Wolf mit umschleierten Sinnen. Aber die frische Luft befreite dieselben aus ihrer Dämm- rung, als er auf den Bal- kon trat. Er schaute hinaus in den Garten, auf die Stätte, an der die seltsame Orgie stattgefunden. Keine Spur verrieth die Tollheit der Nacht. Selbst der frische Rasen, auf welchem die Quadrille getobt, schien kei- nen Eindruck von den leicht- ten Füßen der Tänzerinnen davongetragen zu haben.

An dem Tische vor dem weißen Zelt saßen jetzt zwei Personen, nach spanischer Sitte ihre Chokolade schlür- fend, bedient von einer üppi- gen Magd im Kostüm der Bauernmädchen der Vega. Und im Hintergrunde des Gartens, hinter den Magno- lien und Cypressen, schwärm- ten sie wieder wie gestern paarweise; Plaudern und Röcheln hinter den Ge- büschen, schwarze Augen, rosigte Lippen, bewegliche Fächer, dunkle Mantillen bildeten vor Wolf's Blicken ein paradiesisches Diorama.

Dräben auf dem andern Hügel der Alhambra, im Garten des Generalis, dieses reizenden maurischen Som- merpalastes, der „Wohnung der Glückseligkeit“, sprangen die Wasser der Lilienquelle zwischen dem Laub der Myrten und dem tausend- blätigen Geranke der Rosen. „Durch Wasser lebt Alles,“ schrieb Mohammed, und so rieselten denn in Bächen auf den Galerien der Treppen und Stufen die Silberfäden zu Thal, und die Nachtigall sang Liebeslieder aus den Wipfeln der Cypressen.

Es war wie gestern Morgen, wie jeden Morgen, ein Paradies, von Glück- lichen durchwandelt. Nur Wolf schaute wieder finster und von ihm unbekannter nervöser Unruhe angewan- delt. Er hatte sich entwöhnt der Theilnahme an froher Menschen Getriebe im Kampf mit den Kräften der Elemente und der rohen Natur seiner Schiffsleute. Sein Sinn war ernster

noch, fast feindselig geworden, wie es seine eigentliche Natur, seit die erste Blüte seines Uebermuths so gewalt- sam zerflattert; er wollte nicht sehen, wie bereitwillig die Welt ihm die Hand bot. Und doch hatte diese originelle Orgie der Nacht einen Nachhall, einen schmeichelnden Schimmer in ihm zurückgelassen. Ein Lächeln trat auf sein Antlitz, als er sich der einzelnen Momente erinnerte.

Kinder waren sie in seinen Augen, aber — glückliche Kinder, die selbst ihn hatten mit fortreißen können!

Man meldete ihm, es sei für ihn im Garten das Früh- stück servirt. Die Magd brachte das übliche Morgen- bouquet von Rosen und rothen Nelken, und bot es ihm mit einem anmuthigen Lächeln. Dann schritt er hinaus in den Garten, vorüber an den beiden dastehenden Gästen. Ihnen einen flüchtigen Gruß bie- tend, schaute er in ein Frauenantlitz, das ihn zu- sammenzuden machte.

Sein scharfer Blick ent- deckte in ihr Dieselbe, die in Loja zwischen den Gra- natblüten auf ihn noch ein- mal zurückgeschaut, und sie selbst verrieth sich, wie sie, eben im Begriff, das in die Chokolade getauchte Bis- cuit an die so eigenthümlich geschnittenen rothen Lippen zu führen, die Elfenhand ruhen ließ und erröthend die so wunderbar schwarzen, großen, geheimnißvoll dun- kel gesäumten Mädchen- augen zu ihm aufschlug.

Wolf's so gefeiertes Herz that in dem Moment hastige Schläge; er sah diese ver- führerischen Augen in so un- begreiflichem, aber bestriden- dem Kontrast mit einem fast aschblonden, reichen, unter der schwarzen Mantille her- vorquellenden Haar, von dem ein muthwilliges Läch- chen sich über die Schläfe auf eine der dunklen Brauen herabgesenkt.

Nur ein Moment war's. Wolf's Blick traf auch den neben ihr stehenden alten Herrn mit dem weißen spa- nischen Badenbart und den strengen, kalten Zügen, der in gemessener Artigkeit den Strohhut löstete, um seinem Gruß zu danken — und auch er war derselbe, den er in der Posada zu Loja mit den Männern hatte zu- sammen sitzen gesehen.

Er hatte den Beiden Unrecht gethan; das dumme Geschwäg des Dieners war schuld daran gewesen. Ein reicher Geschäftsmann war's jedenfalls, und sie — ver- muthlich seine Tochter! . . . Er setzte sich an den ihm bestimmten kleinen Früh- stückstisch. Nur aus Neugier schaute er hinüber, wie der Fächer der Schönen sich so unruhig über ihrer Brust bewegte, wie sie zu ihrem Begleiter plauderte in stät- barer, mädchenhafter Ver-



Die Hochstapler. Er sah eine Hand den Vorhang lüften. (S. 26.)

legenheit durch das Bewußtsein, beobachtet zu werden. Sein Diener kam, um ihm eine Meldung zu machen.

„Es sind dieselben!“ sprach er halblaut und geheimnißvoll.

„Schweig!“ gebot ihm Wolf unwillig. „Du siehst, daß Du ihnen Unrecht gethan! Vielleicht verstehen sie uns!“

Er sandte den Lästigen fort, denn er wollte allein sein; und doch war er unzufrieden mit sich; er ließ sein Frühstück unberührt und saß vor sich hinbrütend da.

Aber es schien, als wolle das Leben dem sich Vereinsamenden offenbaren, was es zu bieten habe, was er, in vollster Manneskraft stehend, so thöricht verschmähe; es hatte ihn in das Paradies eingeführt, um ihm die Freuden glücklicher Menschenkinder zu zeigen, zwischen denen er da stand wie ein empfindungsloser Block.

Neue Gäste nämlich kamen von der Stadt herauf; die Glocken tönten von den zahlreichen Kirchtürmen und Kapellen der Stadt, denn man feierte ein religiöses Fest. Fromme Gesänge erschallten drunten in den Straßen.

Manch' glühendes Auge streifte ihn, wie er dasaß, so allein, umgeben von dem Frohsinn und der Lebensfreude eines warmblütigen Volkes; aber er sah sie nicht, er schaute immer nur hin auf das so eigenthümliche, ungewöhnliche Gebilde, auf dieses junge Weib, auf die sich mit so bezaubernder Anmuth bewegenden weißen Hände, auf das so zart geschnittene Profil, und seine Augen glitten herab an der schönen jugendlichen Gestalt, wie sich dieselbe eben zurücklehnte und den Häcker über der Brust bewegte.

Betroffen zuckte er zusammen, als sie, angezogen durch eine im Hintergrunde des Gartens sich vorüberbewegende Gruppe, ihm das volle Antlitz zuwandte, als sie den einsamen Fremden eines Blickes würdigte, der unter den langen dunklen Wimpern hervor wie ein Sonnenblick traf, und dann mit melancholischem Ausdruck hinüber zu den schneebedeckten Höhen schweifte. Jeder Andere würde aus dem Lehteren geschlossen haben, daß sie nicht glücklich sei. Wolf hatte keine Deutung dafür.

Sie trug nicht nach Landesitte die spanische Basquina; ein schwarzes Seidengewand umschloß ihre Gestalt, ein goldenes Kreuz wiegte sich, halb verdeckt durch die Rüsche des Brustauschnitts, an ihrem Halse; nur die Manille bezeichnete sie als eine Landesangehörige, deren ungewöhnliche Haar- und bleiche, nur leise angehauchte Gesichtsfarbe sie jedoch als Ausnahme unter ihre heiserischen Geschwister stellte.

Die Unterhaltung mit ihrem Begleiter war eine träge; nur dann und wann antwortete sie ihm lebhaft, wie aus tiefen Gedanken erwachend, in schneller Bewegung den Häcker öffnend oder schließend, und er, der alte Herr mit dem von der Sonne tief gefärbten, scharf geschnittenen Gesicht und der Kleidung eines reichen Mannes, versank dann seinerseits in verdrossenes Schweigen und blies den Rauch seiner Cigarette, mißmuthig zurückgelehnt, in die blaue Luft.

Ein festlicher Zug, angeführt von Geistlichen und Chorknaben, die Kreuze trugen, kam singend an der Fonda vorüber. Beide erhoben sich und folgten den übrigen neugierig Herbeieilenden. Auch Wolf verließ seinen Platz; seine Augen folgten absichtslos und doch wider Willen gefesselt der schlanken, hohen Gestalt, wie sie, sich an den Arm des alten Herrn hängend, vor ihm schritt.

Er vernahm ihre Stimme, ein tiefes Organ, wie es den Frauen südlicher Zonen eigen, aber melodisch; sie richtete einige dankende Worte an die respektvoll vor ihr zurücktretende neugierige Bedienung der Fonda.

Gefesselt immer noch, ohne es zu wollen, blieb Wolf in ihrer Nähe. Die Prozession zog vorbei; er sah, wie sie das Zeichen des Kreuzes machte und sich so fromm verneigte, und auch er, der nie eine Kirche besuchte, stand, einer unbewußten Regung folgend, mit unbedecktem Haupte.

Dann löste sich die Gruppe der Neugierigen. Auch sie trat zurück, sie schritt an ihm vorüber und wieder traf ihn ein Blick aus den Zauberaugen, dem er mit pochendem Herzen durch eine Verbeugung dankte.

Da hängte sich plötzlich, dicht vor ihm, die Spitze ihrer Manille in den Silberknopf der Calesera, der Tacke, eines Bauernknaben. Sie hielt inne, besorgt zurückblickend.

Wolf streckte die Hand aus und befreite sie. Mit Ueberraschung vernahm er von den frischen Lippen einen Dank in deutschen Worten, begleitet von einem Blick aus unverkennbar andalusischen Augen.

Betroffen, ungeschickt in seiner Ueberraschung stand er da. Sie war vorüber.

„Ich bin ein Narr!“ Damit riß er sich los und trat zur andern Seite des Gartens, um, auf die Brüstung des Balles gelehnt, in die Tiefe hinabzuschauen, in welche seit Jahrhunderten das Geröll der fünf Jahrhunderte gebauten Mauern sich hinabgebröckelt. „Ein Weib!“ verhöhlte er sich selbst. „Aber was kann es schaden, zu wissen, wer sie ist!“

Er riß sich von der Stätte los und winkte einem Mozo, einem der Bedienung.

„Sennor Don Armero und seine Nichte!“ ward ihm auf seine Frage zur Antwort. „Ein reicher Mann, der Konsul ist und viele Schiffe auf dem Meere hat.“

Wolf suchte den Weg zur Stadt hinab. Das Alles ward ihm zu galant und paradiesisch hier oben; er fand zu all' Diesem keine Kühlung in sich und sehnte sich beengt zurück in sein schwimmendes Haus, in dem er keine Nachbarn zu ertragen hatte.

Aber er blieb — blieb den ganzen Tag in der Stadt und schaute den Festtagspielen der frohen Granadiner zu.

Er fand auch einzelne der jungen Granden wieder, die ihn gestern Abend bewirthet, und lud sie in eine Fonda ein, um ihnen Rebanché zu geben.

Erst nach Mitternacht schritt er zurück, den Weg zur Alhambra hinauf. Die Nachtlust kühlte seine von andalusischen Weinen und dem Champagner erhitzte Stirn. Er hatte einen wirklich heitern Abend verlebt und mit erwärmtem Gemüthe dem verliebten Uebermuth zugeschaut, als die jungen Männer, seine Gäste, ihn mit Guitaren begleitend, nach spanischer Sitte unter den Balkonen ihrer Angebeteten eine Serenade gebracht.

Um seine Fonda herum war Alles still geworden; der weiße Mondenschein beleuchtete die steilen Schneewände der Sierra wie blendende Silberpiegel; vom Generalis herüber sang eine Nachtigall in der hohen Cypresse; tiefen Schatten deckten die hochgewölbten Bäume über den Garten, die bleichen Zelte schimmerten gespenstisch aus demselben herüber.

Nur aus dem Balkonsfenster über seiner Wohnung drang ein matter Lichtstreif hinter dem herabgelassenen Vorhang des Balkons heraus; er sah eine weiße Gestalt sich auf dem letzteren erheben, sah eine Hand den Vorhang lüften, ein Frauenantlitz zu ihm hinabschauen und dann hinter dem Vorhang verschwinden.

Tiefe Stille ringsum, als er auf seinen Balkon trat; nur die Nachtigall schickte zeitweise ihre rollenden Töne über die Höhe; dann schwieg auch sie.

Wohl eine halbe Stunde noch saß Wolf einsam, hinüber schauend in das dunkle, zerbröckelnde Thor des unheimlichen Christenthurms, in dem der Sage nach die Geister der Gemordeten noch umgehen sollten.

Es war ihm weicher um's Herz. Sein kaltes, egoistisches Gemüth war heute für die Freude dieses lustigen Völkchens zu einem vorübergehenden Wiederklang fähig gewesen, sie hatte die Kruste gesprengt; aber jetzt, da er allein war, sträubte es sich in ihm dennoch gegen das Empfinden eines Entbehrens. Tollheiten waren es gewesen, zu denen nur ein so quecksilbernes Völkchen fähig, und dieses schöne Weib da über ihm...

Er stützte, an die Balustrade gelehnt, die Stirn in die Hand. Der Ruf des Käuzchens drang von der Spitze des alten Thurms; drüben antworteten leise, klagende Nachtstimmen, der weiterschreitende Mond warf schräge Lichter in die Baumkronen, und wie es immer stiller um ihn ward, meinte er, unwillkürlich aufschauend, das Gewand der Fremden über sich auf der Steinplatte rauschen zu hören.

Er erhob sich unmutig und trat in's Zimmer. Als er am Morgen, unzufrieden mit sich selbst und der Unruhe seines Schlummers, erwachte, sah er wieder einen Strauß blutrother Nelken auf seinem Tisch liegen — den Morgengruß der artigen Dienerin.

Als er aber auf den Altan trat, fiel vom Rande des Balkons über ihm eine voll aufgeblühte rothe Rose zu seinen Füßen nieder.

„Wie schade! Einem Undankbaren!“ lachte er, sich beugend. Aber er nahm doch die Rose und führte sie an seine Lippen.

IV.

Wolf gab an dem Morgen seinem Diener die Ordre, Alles zur Weiterreise nach Cordova bereit zu machen. Aber er vergaß den Befehl wieder und setzte sich zerstreut im Garten zum Frühstück.

Einer seiner schnell gewonnenen jungen Freunde, Don Esteban, ritt auf glänzendem andalusischem Fuchs von der Stadt herauf, trat in den Garten und in die Fonda. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und gestellte sich zu Wolf.

„Er habe Don Armero seinen Besuch gemacht, sagte er, habe aber den Bescheid erhalten, man werde ihn im Garten treffen. Spanische Höflichkeit sei es, dem Fremden zuerst den Besuch zu machen. Don Armero stehe zu seiner Familie in Freundschaft; derselbe führe seine schöne Nichte nach Malaga zurück, wo in diesen Tagen ihre Vermählung stattfinden solle. Donna Luz, die Tochter von Armero's Bruder und einer Deutschen, sei eine Waise und mittellos, sie sei viel begehrt, aber sie sei von dem Oheim einem Geschäftsfreunde verprochen, und sie müsse gehorchen, denn Don Armero sei streng und unerbittlich in dem, was einmal sein Wille.“

Wolf überlegte, was nur die Rose gewollt haben möge. Don Esteban erzählte inzwischen weiter; er schien des Oheims Partei zu nehmen und ließ durchscheinen, daß er selbst in Donna Luz verliebt sei, aber verzichten müsse. Don Armero, erzählte er weiter, habe seiner schönen Nichte gedroht, sie nach Teneriffa zu seiner Schwester zu verbannen, wenn sie nicht gehorche, und so habe sie sich wohl gefügt, denn diese Schwester sei ein Inselfröhen, ein auf's Land verschlagenes Meerungeheuer. Es sei schade um Donna Luz, aber sie sei so arm; ihr Vater sei auf einer Reise in die Kolonien umgekommen, und sie sei so thöricht, die Fremden mehr zu lieben als die Spanier, was wohl ein Erbtheil von ihrer Mutter sei, die sehr unglücklich mit ihrem Gatten gelebt habe. Lucy oder Donna Luz, wie man sie ihres lichten Haars wegen nenne, sei in jeder Beziehung ein sonderbares, ungewöhnliches Mädchen.

Wolf glaubte, beunruhigt, in dieser Erzählung den Schlüssel zu dem Morgengruß der Rose gefunden zu haben. „Dort kommt sie schon!“ rief Don Esteban aufspringend. „Sie werden sich kennen lernen! Als Deutscher werden Sie schnell mit ihr befreundet sein.“

Wolf's Antlitz ward bleich, als habe er ein Verbrechen begangen, wie er da stand und den Beiden entgegen sah; er suchte in ihrem Antlitz zu lesen, ob ein Zufall ihm die Rose gesandt, oder welche Kunde sie ihm habe geben sollen, und zu seinem Erschrecken sah er sogar die Farbe derselben auf ihren Wangen, die ihm gestern so bleich erschienen.

Er hatte nie einem Weibe gesagt, daß er etwas für sie empfinde, und ob er selbst jetzt empfinden könne, er wußte es nicht, er wollte es nicht; es konnte nur Don Esteban's, dieses leichtfertigen jungen Mannes, Rede sein, die ihn erregt.

Inzwischen war Donna Luz, den Oheim und Esteban an ihrer Seite, herangeschwebt; die Rötthe auf ihren Wangen erblich zu leichtem Intarnat, ihre großen schwarzen Augen waren mit sichtbarbarer Spannung auf Wolf gerichtet, von dem ihr Esteban soeben erzählte.

„Ich bin erfreut,“ erwiderte sie in deutscher Sprache seine schwer ernste Begrüßung, auf den Tisch deutend, den sie gestern gehabt, und schritt den Herren mit anmuthiger Haltung voran.

Don Armero's Auge hatte streng prüfend auf die hohe Gestalt des Fremden geschaut; schweigend und gravitatisch ging er jetzt neben diesem, nicht wissend, in welcher Sprache er zu ihm reden solle, da ihm die deutsche nicht zu Gebote, ein Umstand, der ihn vielleicht mit einigem Mißtrauen erfüllte.

Lucy, wie sie da beisammen saßen, schien entzückt, Jemanden gefunden zu haben, mit dem sie sich in ihrer Lieblingssprache ausdrücken konnte. Ihr Auge ruhte mit lebhaftem Behagen und so eigenthümlicher, stummer Frage auf seinem Antlitz, während das seine an den rothigen Lippen hing, als sie erzählte, sie solle zu ihrem Bedauern schon mergen fort; aber — „nicht wahr, Du gestattest mir noch einige Tage?“ wandte sie sich in spanischer Sprache an den Oheim. „Ich bin ja so glücklich hier, und Du bist's mir schuldig!“ setzte sie mit Vorwurf hinzu.

Don Armero sah nicht die verrätherische Farbe, die bei diesen Worten in ihren Wangen aufstieg, wie sie, selbst erschreckend vor einem Wunsch, der hier doch so natürlich, die Wimpern sinken ließ, um den Blick in ihre Seele zu versperren. Don Esteban schloß seine Bitte an die übrige, der Oheim mußte sein Versprechen geben, und da begann es so lebendig in ihrer Brust zu arbeiten; ihr Häcker gerieth in die äußerste Bewegung. Hätte doch der Fremde nur in diesem Moment das Wort ergriffen, um irgend etwas zu sagen und sie aus ihrer Verlegenheit zu reifen!

Aber der fand das Wort nicht, denn er sah immer wieder die rothe Rose und dachte bei sich, wie er ihr Fieber gewahrte: „Um Gottes willen, was will, was beginnt sie nur?“

Und doch verzich er ihr, als jetzt ihr Auge dem seinigen begegnete, während zufällig der Häcker zwischen ihr Antlitz und die beiden Männer gerathen, und es ihm die ganze Lösung des Räthfels der Rose gab.

Ob es das plötzliche Auslösen einer wirklichen Flamme war, was dieser Blick in einem so gefeierten Herzen entzündete? Es that gewaltsame Schläge; es war in dem einen Moment ein Verständniß zwischen ihm und ihr geboren, das eines schützenden Mantels bedurfte, und während Beide in Ueberhaß darnach suchten, hätten sie es um ein Haar verrathen, wäre nicht Don Esteban ihr unfreiwillig zu Hülfe gekommen, der in ihrer Verlegenheit einen Grund zu eifersüchtigen Blicken fand, sie mit diesen bedrängte und sie zwang, dieselben unwillig zurückzuweisen. Don Armero gewahrte dieß; er lächelte mitleidig.

Wolf war so etwas niemals vorgekommen. Es war allerdings ein gewisses Band zwischen ihnen, das einer Heimatsverwandtschaft; diese Vertraulichkeit aber beunruhigte ihn. Und die Rose! Nur der Zufall konnte und sollte dieß Spiel getrieben haben?

Wie dem sein mochte, er fand sich für den Tag an die Seite Lucy's gebannt, als sie mit dem Ohm die Säle der Alhambra und des Generalis zu besuchen verlangte, und er folgte ihr. Er fürchtete sich, allein zu sein und sich Rechenschaft zu geben über die einfältige Gewalt, die dieses Weib auf ihn übte. Mit Lammesfrommheit schritt er neben ihr durch die Gärten, Höfe und Säle, und wenn ihr Blick ihn traf, war's ihm, als schlage es ihm in das Herz ein.

Diese wunderbaren Mädchenaugen machten ihn willenlos, die Grazie ihres Wesens, lebhafter und pridelnder als das der Spanierin, ihre Stimme und dieser seltsame Lustre ihres Haars, der so eigenthümlich wirkte, wenn sie in die tiefen Nischen der Mauern, in das Bogenlicht der Fenster und dann wieder in den vollen Sonnenglanz der offenen Patios trat, Alles jesselte mit zauberischer Wirkung.

Aber Don Armero mochte schon Verdrach schöpfen; er wachte, wenn er sich auch nicht den Schein gab. Es mußte von dem elektrischen Strom zwischen den Beiden ein warmer Funke auf ihn übergesprungen sein. Indeß mochte er eine Beruhigung finden: der Fremde war nicht geübt in Galanterie, ein Bär im Lande der Grazie, und wirklich mochte Wolf rathlos sich fragen wie Lavinia in Heinrich von Veldeke's altem Heldengedicht ihre Mutter:

„Womit soll ich minnen,
Mit dem Herzen und mit den Sinnen!“

Er empfand nur die Macht, die auf ihn wirkte, und überließ sich ihr widerpenstig.

Unzufrieden mit sich selbst, saß er am Abend auf dem Balkon, willenlos, berauscht. Don Armero hatte ihn nicht

eingeladen, mit ihm das Nachtmahl zu nehmen; er hatte ihm, als sie sich trennten, hundert schöne spanische Dankesworte gesagt, aber doch mit fühlbarer Kälte. Donna Luz aber hatte ihn entschädigt; ein Druck ihrer zarten Hand hatte ihm gebedeutet, was zwischen ihnen nicht hatte gesprochen werden können, und der brannte ihn noch.

Er sah sie nicht in dem Garten, als dieser sich mit Gästen füllte, aber er sah sie wieder im weißen Gewand auf dem Balkon erscheinen, als später die Nacht herabfiel und er sich, von steigender Unruhe getrieben, der Fonda näherte; er sah Don Armero in weißer Nachtmühe und großgeblühtem Schlafrock neben ihr erscheinen und sie sich hastig bei seinem Auftreten zurückwenden; aber er sah zugleich auch ihren weißen Arm sich über den Balkenrand strecken und ein Blättchen zu ihm herabwirbeln. Dann verschwanden Beide oben und der Vorhang fiel hinter ihnen.

Wolf beugte sich und steckte das Blättchen zu sich, dann mit beiden Händen den Balkenrand erfassend, schwang er sich über die Brüstung und trat mit stockendem Athem in sein Zimmer.

„Wenn die Sonne aufgeht, finden Sie mich im Patio de los Leones,“ las er, mit flüchtiger Hand geschrieben und lange starrte er auf die Zeilen, die ihm das Blut vom Herzen zum Gehirn jagten.

„De los Leones!“ murmelte er, die Hand vor die Stirn pressend. Sein Wille bäumte sich dagegen. „Was macht dieses Weib mit mir!“ Er zerknitterte das Papier und suchte eine Ruhe, die er nicht fand, denn die ganze Nacht hindurch stand Lucy vor seinen Augen, und als er in Halbschlummer sank, beugte sie sich über ihn und . . . Er streckte die Arme aus. Erwachend starrte er auf die fahlen Wände; das Traumgebilde war verschwunden, in das Fenster aber schimmerte bereits das erste Tagesgrau.

„De los Leones!“ rief er aufspringend und wiederum willenlos folgte er dem Ruf.

Als er den Löwenhof erreichte, den schönsten der Alhambra mit seinen hundertvierundzwanzig zierlichen Marmorsäulen, in welchem Muley Hassan einst seine Söhne enthaupten ließ, und Juan de Vera den die katholische Religion verhöhnennden Abenceragen niederhieb, sah er eine schlanke, dunkle Gestalt mit verhülltem Haupt durch die Korridore streifen und in die Halle treten.

Lucy empfing ihn, das Antlitz halb unter der schwarzen Mantille versteckt, mit süßem Erröthen; ihr Auge war matt, der Schlummer mochte es gestohlen haben; um ihren Mund lag ein Zug von Trauer und auf Trübsinn deutete ihr Antlitz.

„Ich vertraute Ihrer Theilnahme,“ sagte sie, seine Hand in der ihrigen behaltend, „obgleich Sie ja nicht wissen, daß ich eine Unglückliche bin . . .“

„Don Esteban's Rede ließ es mich vermuthen!“

„Sie wissen?“ rief sie überrascht. „O, wozu dann Worte! Ich bin in Todesangst! Ich habe Niemanden hier; Jeder würde mich verrathen! Vor Don Guino, dem man mich gewaltsam verlobt, fühle ich ein Grauen! Ich will heimlich fort, nach Deutschland, zu der Schwester, die dort vermählt; sie wird mich aufnehmen! Sie haben Muth, Sie sind stark, Sie fürchten gewiß Niemand! Könn' ich heimlich auf ein fremdes Schiff, wo ich sicher wäre vor Don Armero's Verfolgung! Aber noch diese Nacht, denn morgen wäre es zu spät! . . . O, ich begehre ja nichts weiter als die!“

Mit stehenden Augen schaute sie zu ihm auf; ihre Hand presste die seine so drängend. Wolf that das Herz weh, als er Thränen in diesen Augen sah. Was sie von ihm begehrte, erschien ihm allerdings ein Kinderspiel; es war ein Gewaltakt, der seiner zu dergleichen stets bereiten Natur zusagte. Aber ungewohnt war ihm eine Mission wie diese! Er, Wolf von Hangenstein, sollte ein schönes Weib entföhren!

Er schaute auf sie und sah, wie bange sie auf seine Antwort wartete.

„Ich stehe zu Ihren Diensten!“ sagte er gutmüthig lächelnd. „Mein Fahrzeug liegt vor Malaga; der Telegraph soll dem Kapitän melden, daß er Alles klar zur Abfahrt mache! Mein Diener soll die Extrapost bestellen, auch beordern, daß man unterwegs die Maulthiere bereit halte. Bestimmen Sie die Stunde!“

Die Entschlossenheit seiner Antwort schien Lucy zu überraschen; sie sammelte sich; ihre Brust bewegte sich heftig.

„Nach Mitternacht zu jeder Stunde,“ sprach sie belommen, an den entscheidenden Moment denkend.

Wolf ahnte nicht, daß er selbst unbewußt den Gedanken an die Möglichkeit einer Flucht in ihr wachgerufen, als er gestern erzählt, sein Dampfer liege wartend an der Küste, und die Sympathie, welche sie beim ersten Anblick diesem Manne geschenkt, der ihr so ernst, so anders erschienen als die jungen Männer des Landes, hatte sie vielleicht bewogen, ihr Alles auf ihn zu setzen.

„Ich danke Ihnen!“ fuhr sie, bange vor sich hinsinnend, fort, und es war, als erwarte sie, daß er ihr ermutigende, herzliche Worte spreche, wie sie ihm dieselben hätte sagen mögen. „Wie froh werde ich sein, wenn ich dieses Land verlassen, in dem ich seit der Mutter Tod nur Unbill erlebte!“ sprach sie halblaut und furchtsam.

„Sie sind fortan in meinem Schutz, Donna Lucy!“ Wolf nahm ihre Hand wieder in die seine. Elektrisch durchzuckte ihn diese Berührung. Die Sonne blickte eben hell in den Patio hinein. Geschützt vor fremden Augen durch den Schatten der Säulen, hatte er, um ihr Muth

einzuflößen, und selbst jetzt fest entschlossen, unwillkürlich den Arm um ihre Taille gelehnt, und sie ließ es geschehen bis sie sich plötzlich und hastig lösmachte.

„Nicht so! . . . Don Armero wird mich vermissen!“ flüsterte sie, ihm entgleitend, dann aber mit Zaubern noch dastehend, als überlege sie noch ein letztes Mal, schwer athmend und mit sich kämpfend. Hastig schaute sie noch einmal zu ihm auf, in seinem Gesichte forschend, er aber lächelte gutmüthig über ihren Zweifel. „In dieser Nacht!“ hauchte sie schon auf der Flucht.

„Ich erwarte Ihr Zeichen!“ rief er, mit Aufregung ihr nachschauend, wie ihre zierlichen Füße über die Marmorstufen dahinschwebten, bis sie hinter den Kolonnen verschwand.

„Ein sonderbares Abenteuer!“ murmelte er, an die Säule gelehnt. „Aber, bei Gott, sie ist schöner, als ich je ein Weib gesehen! . . .“

Zum ersten Male seit jener lustigen Zeit des Uebermuths, da dieser sich an der unerbittlichen Strenge der Disziplin brach, hatte sein Arm wieder ein Weib berührt, und das durchbebt ihn noch mit heiligem Schauer, als er vor der steigenden Sonne Schutz unter einer hohen Eder suchte, und hier that er den Schwur, ihr Ritter zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Zeiteintheilung und Kalenderwesen nach Christi Geburt.

Von Paul Bennndorf.

(Nachdruck verboten.)

Die Christen hatten zuerst die julianische Jahrform. In diesem Kalender ist das Jahr zu 365 1/4 Tagen festgesetzt. Ein gemeines Jahr sollte 365 Tage, jedes vierte Jahr als Schaltjahr 366 Tage haben. — Das Opfern der ersten Christen fiel mit dem Passahfest der Juden zusammen, am vierzehnten Tage des Monats Nisan. Jedoch wurde später durch die Bestimmungen der abendländischen Kirche das Fest auf den nächsten Sonntag nach dem Ostervollmond, d. i. der Vollmond nach dem Frühlingsäquinoktium, verlegt.

Im zweiten Jahrhundert mußten der Kalenderstreitigkeiten wegen öfters Synoden und Kirchenversammlungen einberufen werden. — Man setzte voraus, daß nach 19 Jahren die Neum- und Vollmonde ziemlich genau wieder an denselben Tagen des julianischen Kalenderjahres eintreten, weshalb man, um den jedesmaligen Ostervollmond zu bestimmen, nur eine Periode von 19 Jahren annahm. Den Anfang des ersten Mondzyklus setzte man in das erste Jahr vor dem angenommenen Geburtsjahre Christi. Wollte man also erfahren, das wievielte Jahr ein gegebenes Jahr im Mondzyklus sei, so mußte man 1 zu der Jahreszahl addiren und das Ganze durch 19 theilen, der Rest gibt die verlangte Zahl. Diese Zahl wurde numerus aureus genannt, d. i. goldene Zahl. Der Cyklus hieß der metonische. Die Äthener schätzten denselben so hoch, daß sie die darnach ausgewählten Zahlen mit goldenen Buchstaben an einem öffentlichen Gebäude anbrachten.

Der Abt Dionysius der Kleine von Rom († 556) erfand die Sonnenzirkel. Ein julianisches Jahr mußte mit dem Tage endigen, mit dem es anging; aber wegen der Schaltjahre fehlte der gleiche Anfangstag erst nach 28 Jahren zurück. Der Anfang des Sonnenzirkels wurde von dem Erfinder auf das Jahr 9 vor dem Geburtsjahre Christi gesetzt. Man addirte also zur Jahreszahl 9 und dividirte die Summe mit 28. Der Rest zeigte, das wievielte Jahr es im Sonnenzirkel war. — Leider sind indeß 19 julianische Jahre um 1 Stunde 27 Minuten 31 Sekunden länger als 235 Mondmonate, weshalb in 312 Jahren gerade ein Tag Unterschied herauskam. Nun traf kein Osterfest mehr ein. Da beschloß Papst Gregor XIII., anfänglich eines ihm vorgelegten Berichtes über die Verbesserung des Kalenders von Clavius Ludwig Lilio aus Verona, die Zeitrechnung zu ändern.

Seit der nicäischen Kirchenversammlung war ein Ueberschuß von 10 Tagen entstanden, welche man nun im Jahre 1582 vom 5. Oktober an ausließ, indem gleich auf den 4. der 15. Oktober folgte. Der Ostervollmond wurde nicht mehr durch die goldene Zahl, sondern durch den Ueberschuß des Sonnenjahres über das Mondjahr, d. h. die jährlichen Epakten, gesucht.

Diese Verbesserung, wonach der Kalender der gregorianische hieß, nahmen indeß nicht alle Konfessionen an. So nicht die Protestanten und Griechisch-Katholischen. Erst 1699 erlangte der gregorianische Kalender bei Ersteren seine Anerkennung. Im Jahre 1700 wurden vom 11. Februar gleich 11 Tage überbrungen. Darnach soll das Frühlingsäquinoktium stets auf den 21. März fallen, und muß der alle 3 Jahre eintretende Schalttag nach 300 Jahren einmal ausfallen.

Der gregorianische Kalender wurde nun in Dänemark, den Niederlanden, Deutschland (1700), England (1752), Schweden (1753) eingeführt. Letzteres Land verkürzte vorher 11 Jahre hinter einander jedes Jahr um einen Tag, so daß man zum Beispiel im Jahre 1700 wirklich nur 365 Tage zählte. 1712 wurde auf königliche Verordnung der Tag wieder eingeschaltet, daher das genannte Jahr 367 Tage zählte. Erst 1753 ließ man diesen Tag wieder ausfallen.

Die Russen und die Bewohner der nicht unirten griechischen Kirche zählen noch nach dem julianischen Kalender, weshalb sie dem verbesserten Kalender um 12 Tage nach sind.

Der Jahresanfang war bei den christlichen Völkern früher noch sehr ungleich. Franzosen und Engländer wählten das heilige Osterfest als Anfang. Die Venetianer hatten denselben auf den 18. März festgesetzt (il stilo Veneto). — Seit dem vierten Jahrhundert wurden die anfangs üblichen heidnischen Benennungen der Tage durch christliche ersetzt. Sie hießen feria, nach den Tagen der Osterwoche benannt, an denen nicht gearbeitet wurde. So hieß der Sonntag prima feria, Montag feria secunda, Dienstag feria tertia u. Die einzelnen Sonntage haben ihre lateinischen Namen bis auf den heutigen Tag behalten, welche Benennungen zum Theil von den Eingangsworten der Messe, die an ihnen gelesen wurde, herrühren. Selbst die ganze Woche wird in der

lateinischen Kirche nach dem vorhergehenden Sonntage benannt, so hebdomada passionis. — In vielen Ländern wurde es gebräuchlich, die Tage mit Namen von Heiligen zu bezeichnen, welche hier gefeiert wurden. Indes reichen bei der Menge derselben die Tage zuletzt nicht mehr aus, so daß mancher Tag ein Feiertag für mehrere Heilige wurde. Die griechische Kirche hat andere Heilige als die römische. Dieß fand im Mittelalter statt. — Zu derselben Zeit bejaß man in den Klöstern schon sehr vollkommene schriftliche Kalender, welche von den Geistlichen auf Jahre hinaus verfertigt wurden. Die Erleuchtung des Kalenders war für die Ersteren ein wichtiger Unterrichtsgegenstand. — Die ganze Jahrform hatte man in eine Reihe lateinischer Verse gebracht, die allerdings meist eines Sinnes entbehrten. Die Tage der Woche wurden mit Buchstaben bezeichnet. So hatte der Sonntag ein A. Man pflegte neben die Namen der Tage die Veränderungen der Gestirne zu setzen; allein da den Mönchen astronomische Kenntnisse zumeist abgingen, so geschah dieß erst nach der stattgehabten Veränderung. — Als historische Urkunden sind uns alte Kalender von großem Interesse, denn die Geistlichen schrieben dann und wann die Sterbetage der Aebte, Kaiser, Bischöfe und Päpste in ihre Kalender, sowie wichtige Ereignisse.

Das gemeine Volk wurde auf hohe Feste durch Läuten der Glocken aufmerksam gemacht, oder es verfertigte sich Kalender auf Bretter oder Stöcke, worauf von Jahresanfang an jeder Tag durch einen Einschnitt (Kerb) bemerkt wurde, sowie man auch die Mondphasen durch Zeichen unterschied. Auch nahm man an Stelle des Stodes einen Riemen oder Strick, in den täglich, je nach dem Unterschiede eines Sonn- oder Wochentages, ein größerer oder kleinerer Knoten geknüpft wurde. *)

Auch die Jugend lernte in den Klosterschulen den Kalender kennen. Die Schüler mußten so weit gebracht werden, daß sie die Tage eines Monats, sowie die Feste des Jahres und der Heiligen an den Fingern herzföhren konnten. So war der ganze Kalender in 24 Verse gebracht, die aus verkürzten Namen der Heiligen bestanden, wobei zwei und zwei Verse für einen Monat galten, so daß beide zusammen immer so viel Sylben hatten, als es Tage im Monat gab.

Ein solcher Kalender hieß nach den ersten Worten, womit die Verse des Januar angingen, Cicio-Janus.

Auch Martin Luther gab einen solchen Kalender einem Gebetbüchlein als Anhang bei: „Ein Gebetbüchlein mit eym Kalender und Passional hübsch zugericht. Martin Luther Wittenberg MDXXX.“ Die Ueberschrift lautete: „Auf daß die jungen Kinder den Kalender an den Fingern lernen, haben wir hiebey den Cicio-Janus in seinen Versen gesetzt.“ **)

Die Erfindung der Buchdruckerkunst übte wie auf anderen Gebieten so auch hier einen großen Einfluß aus. Indessen war nämlich schon das Studium der Astronomie vorwärts geschritten und man konnte jetzt durch den Druck ein Buch liefern, welches nicht nur die reinen Zeitangaben enthielt, sondern auch ganz neue Dinge vom Himmel offenbarte. Auf astrologische Grundzüge gebaut, boten sich dem Leser Wahrsagungen politischer Natur, medizinische Vorschriften und Wirtschaftregeln dar. Zumeist, wie es seit dem sechzehnten Jahrhundert vorkommt, waren diese Kalendarien vieljährige, d. h. auf mehrere Jahre berechnet, weshalb sie sich einer großen Beliebtheit erfreuten und fleißig gekauft wurden. Anfangs war dieß zwar noch nicht der Fall, da diese Bücher sehr theuer waren, indeß sank ja der Preis aller Gedruckten, nachdem das Privilegium in viele Städte Deutschlands übergegangen war.

Der älteste astrologische Kalender in Deutschland wurde 1491 zu Augsburg gedruckt; der erste einjährige im Jahre 1546. ***) Er enthielt außer den Tabellen der zwölf Monate nur deutsche Verse. Der Titel lautete:

„Dies Büchlein ist also gemacht,
Wie das Jahr nach dem Monat wird geacht,
Nach Natur und Innuß der Stern,
Auch thut es weiter lern
Von Speis, trant und purgieren,
Aber lassen und regieren,
Schwangeren Frauen, die Fruchtbar sind,
Wie man ziehen soll die Kind,
Vor der Beschiltz sich machen frey:
Darumb ist es ein Buch der Arzenei.“ —

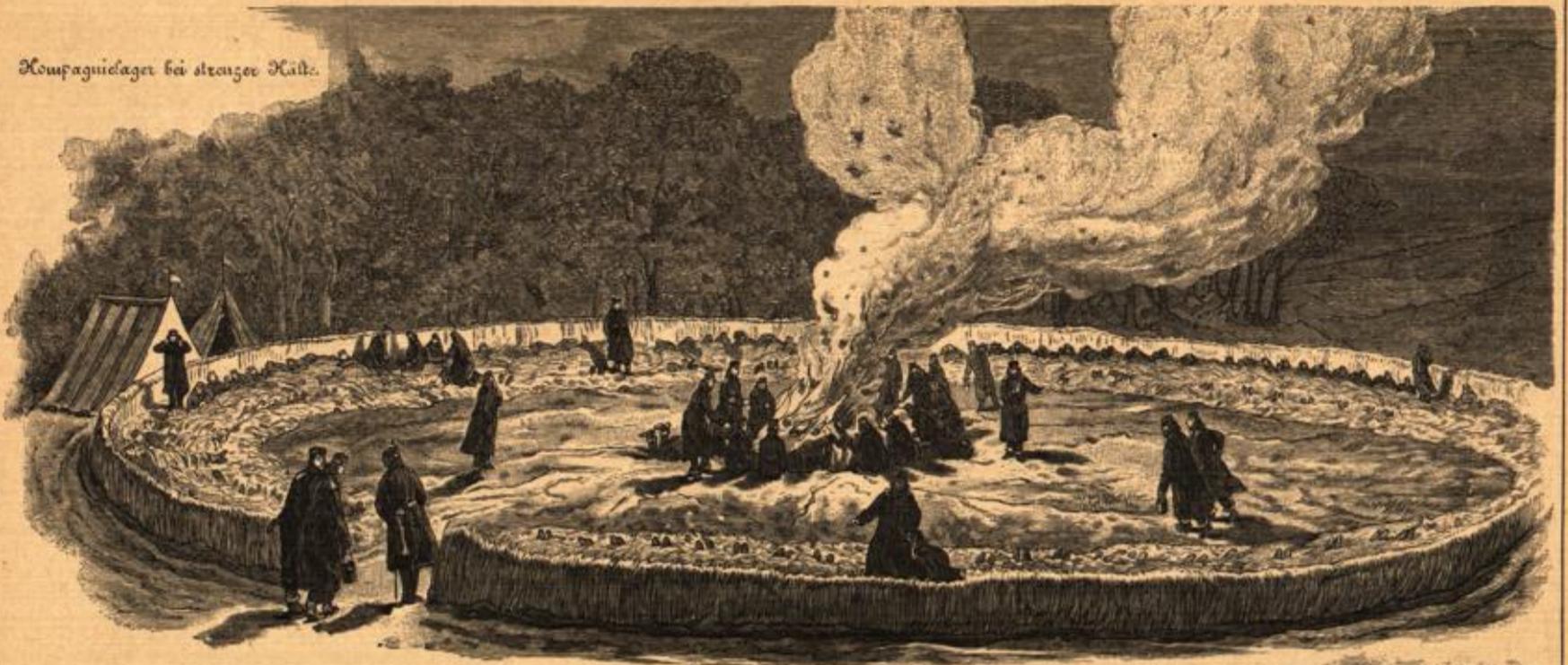
So diente der Kalender dem gemeinen Mann außer der Bibel zur Regel und Richtschnur seines Lebens, und er glaubte sich Glück wünschen zu müssen, daß er in so erleuchteten Zeiten lebte. Lernte er doch, was Mancher vordem nicht verstanden, nämlich Aber lassen, Latwergen verschlucken, Kinder entwöhnen, Haare abschnneiden u. s. w. — Das war der Vorzug des deutschen Kalenders. Die Vervollständiger solcher Kalender sind uns theilweise genannt. Für Schwaben finden wir Ende des sechzehnten Jahrhunderts einen Dr. Waller aus Augsburg; in Franken gab Dr. Klein (Nürnberg) einen Kalender heraus. Hector Witschobius ließ für Niedersachsen Kalender in Hannover drucken. Es waren zum größten Theile Kerze, die sich diesem Zweige der Literatur widmeten. Im siebzehnten Jahrhundert gab ein Dr. Panko die Berlinischen Kalender heraus (bis 1677).

Ein wunderlicher Prophezeiung sei hier kurz gedacht, welche von einem Verbesserer des Kalenders, Joh. Stöfler, Mathematiker und Astrolog zu Tübingen, Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, gethan wurde. Darnach sollte im Februar 1524 eine Sintflut die ganze Erde verderben. Es muß uns nicht verwundern, daß selbst Karl V. in große Angst und Sorge gerieth, glauben doch noch heute in unserer aufgellärten Zeit Menschen an solche außerordentliche Prophezeiungen eines alten Schöpfers. — Andere Gelehrte bestätigten die Aussagen des berühmten Astrologen. Man gab dem Kaiser den Rath, sich auf die höchsten Berge zu flüchten. Es sollte nämlich dieß Ereigniß mit einer Konjunktion des Saturn, Jupiter und Mars zusammenhängen, welche im Zeichen der Fische geschehe; daher wäre eine Sintflut unausbleiblich. — Augustinus Riphus widerlegte die Stöfler'sche Annahme in seinem gelehrten Werke: „De falsa diluvii prognosticatione, quae ex conventu omnium planetarum, qui in piscibus contingit anno 1524 divulgata est, libri tres. Neapoli 1519.“

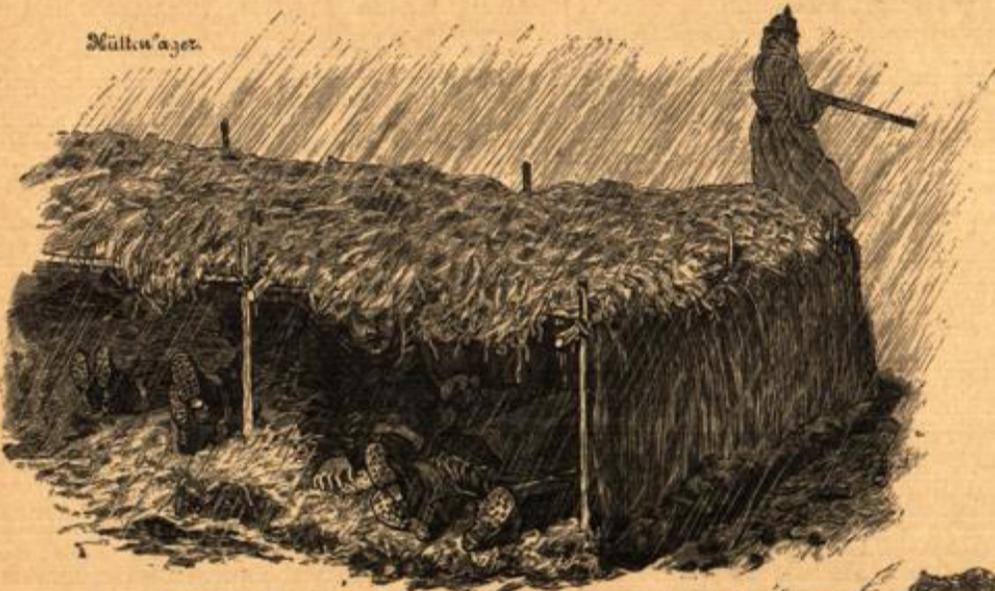
Es folgten darauf gegen diese Schrift andere Widerlegungen aus gelehrten Federn. — Die Besühenden hatten am meisten Angst. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles, ach, wir Armen!“

*) Calvoer Saxonia inferior antiqua gentilis et Christiania.
**) Grellmann, Historische Kleinigkeiten.
***) Joh. Bedmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. 1782.

Kompagnielager bei strenger Kälte.



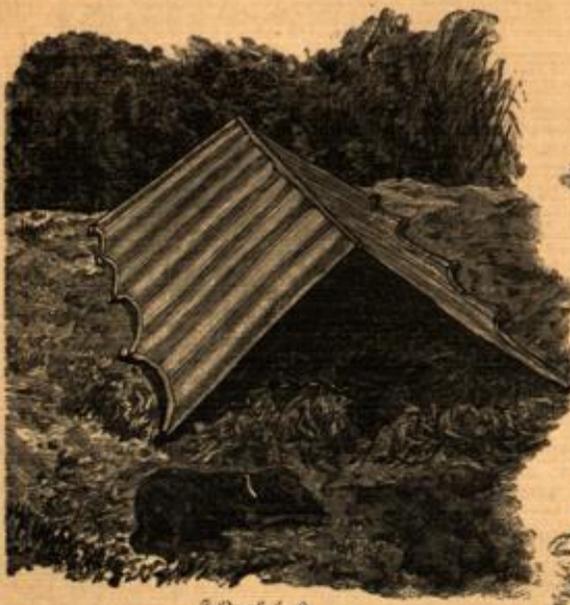
Kältelager.



Auf Vorposten ohne Stroh



Kavalleriebiwouak



Eiswebzel.



Bau eines Windschirms

W. Lang.



J. G. G. G.

Ein Sommertag an der Elbe. Originalzeichnung von Th. Gode. (S. 34.)

hätte unser Dichter ausrufen können, wenn er das Drängen und angstvolle Treiben vieler gesehen hätte, die sich mit ihren Besitzthümern an beweglichem Gut auf hohe Berge flüchteten, um abzuwarten, was da käme.

So ließ der Präsident Auriol in Toulouse eine große Arche bauen, in der er seine Schätze und sich selbst barg. — Der Bürgermeister Hendorf zu Wittenberg aber war der Schlaueste einer. Er ließ sich nämlich ein großes Faß Bier auf seinen Boden schaffen, um bei Wasserüberfluß doch nicht dieses edlen Rasses entbehren zu müssen.*)

Endlich kam unter Furcht und Bangen der Hornung. Der Himmel war heiter, die Luft klar. Keine Schleusen des Himmels öffneten sich. Höchstens tröpfelte es ein wenig in manchen Ländern, oder der Wind trieb im Norden sein Spiel mit einigen Schneeflocken. Die Quellen brachen nicht auf — man sah sich geißt. — Aber anstatt daß die Astrologie dadurch an Kredit verloren hätte! — Im Gegentheil, die Mönche schrieben den glücklichen Verlauf ihren inbrünstigen Gebeten zu, und man erinnerte sich auf einmal, was Gott dem Moses (1. Buch, Kap. 8, 22 und Kap. 9, 11) versprochen hatte. —

Ein merkwürdiger Kalendermacher war der kurbrandenburgische Leibarzt Leonhard Thurneisser (1571—1584).

Derselbe gab in seinem Werke allerlei politische Prophezeiungen, die mit kurzen Worten oder großen lateinischen Buchstaben angedeutet wurden.

Der Kalender war in's Böhmische, Ungarische und Lateinische übersezt, und ließen deshalb die prophetischen Zeichen die weitgehendste Deutung zu; denn brachte man im Deutschen keinen Sinn heraus, so suchte man ihn im Lateinischen u. s. f. — Der Verfasser handte im Kalender auch an fürstliche Persönlichkeiten, allerdings erst nach Ablauf des Jahres, nachdem die Begebenheiten eingetroffen waren.**)

So hatte Thurneisser beim 12. Oktober 1579 gesagt:

„B. L. hart angegriffen,“ und 1580 erklärte er es in einem Briefe an die Markgräfin Katharina von Brandenburg auf diese Weise: „B. L. d. i. des Kaisersfürsten Leben hart angegriffen; darauf Herzog Albrecht, der vorher krank gewesen, in die Wasserlucht gefallen und gar schwach geworden, also daß er hernach den 28. Oktober gestorben, welches mit F. N. R. angedeutet worden. F = Fatum, die Ordnung oder Schickung Gottes, N = necat, d. i. es bringt um, R = Ratisbonensem, den Regensburger, weil Herzog Albrecht zu Regensburg geboren worden.“***)

Unser Zeitrechnung, d. i. diejenige, welche von der Mehrzahl der Christen angenommen worden, datirt von der Geburt des Heilands. Zuerst schlug sie Dionysius Exiguus vor. Man setzte sie auf den 25. Dezember des Jahres 753 nach Roms Erbauung. Um 720 wurde sie von Beda Venerabilis geordnet.†) Diese Aera beruht auf der Bibelstelle Luc. 3, 1 und 23, wiewohl aus den Erklärungen nicht bestimmt folgt, wann Jesus als Lehrer auftrat; denn *οτι τριακοντα ετων* bedeutet: er war in den Dreißigen, nicht im dreißigsten Jahre. Nach Berechnung des Todesjahres des Herodes (750) ist das Geburtsjahr Christi um einige Jahre früher zu setzen. —

Es sei noch eines Zeichens in dem Kalender gedacht. Der Cylindus von fünfzehn Jahren, nach dem bei den Römern unter den Kaisern die Abgabe gewisser Gelder an den Staat erfolgte, heißt Indiction. Von den Päpsten wurde eine gleiche im Mittelalter (1512) eingeführt, die am 1. Januar beginnt. Sie heißt *indictio romana* oder *pontificia*, auch Römer-Zinszahl. Man glaubte, daß sie von Augustus eingeführt sei, und setzte sie in das dritte Jahr vor Christus. Zu dem laufenden Jahre zählt man deshalb drei hinzu und dividirt durch fünfzehn, der Rest gibt die Zahl. —

So finde ich in einem alten, äußerst interessanten Vostkalender von Leipzig beim Jahr 1771 folgendes angegeben:

Chronologische Kennzeichen:

V.	Gildene Zahl.
XVI.	Sonnenjerkel.
IV.	Römer Zinszahl.
XIV.	Erpften, Rondszeiger.
F.	Sonntagsbuchstabe.

Im Jahr 1793 ward in Frankreich bekanntlich auf Petrius Fabre d'Églantine's eine neue, nicht allzulange währende Zeitrechnung eingeführt. Das Jahr theilte man in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, zusammen 360 Tage. Man fing mit dem 22. September an.

Die Monate hießen:

Vendémiaire	Germinal
Brumaire	Floréal
Frimaire	Prairéal
Nivose	Messidor
Pluviose	Thermidor
Ventose	Fructidor.

Damit 365 Tage herauskamen, mußten dem letzten Monate noch fünf Tage beigegeben werden (*jours complémentaires*). Der Schalttag, welcher alle 4 Jahre stattfand, hieß Revolutionstag, die Schaltperiode *francade*. Der republikanische Tag zerfiel in 10 Stunden, jede wieder zu 100 Minuten, so daß 100,000 republikanische Stunden 86,400 gewöhnlichen gleich waren. Die Tage selbst hatten wunderliche Namen, z. B. der Zwiebeltag, Ofentag, Striegeltag u. s. f. Die Monate waren in Deladen eingetheilt.

Allein 1805 wurde diese merkwürdige Zeitrechnung durch Senatsbeschluss vom 9. September wieder abgeschafft, und der gregorianische Kalender trat wieder in sein Recht.

*) Mothesen, Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg 1781.

**) Mothesen a. O.

***) Mothesen, Leben Thurneisser's.

†) Beda, de ratione temporum.

Lebensregel.

Versprochenes dir erfüllen.
Das macht dir keinen Freund;
Doch wer sich scheitern muß um deinetwillen,
Der ist dein aller schlimmster Feind.

Der Basilisk.

Novelle

von

Emil Peschka.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Maimond des Jahres 1212, unter dem Regimente Herzogs Leopold des Glorreichen, daß die Stadt Wien in gewaltige Aufregung gerieth. Nicht etwa, daß sich ein unheilvoller Kommet oder die Aussicht auf ein großes Extrafreudenfest gezeigt hätte. Auch kein feindlicher Ueberfall war zu befürchten, und Herzog Leopold war ein freundlicher Herr, der zu seinen Bürgern mehr Zuneigung empfand als zu ihren Frauen, so daß immer Friede war zwischen ihm und der Stadt. Was diese aus ihrer behaglichen Ruhe aufrüttelte, war die Kunde von einem Ungeheuer, wie man solches innerhalb der Stadtwälle nie vordem gesehen hatte. In einem Hause „unterm Tempelhof“, das dem Bäckermeister Nikolaus Schmidhuber gehörte, war es von einer Magd gesehen worden. Diese wollte früh Morgens am Ziehbrunnen Wasser schöpfen, kam aber mit einem großen Geheule zurück und erzählte, aus dem Brunnen sei ein greulicher Gestank hervorgekommen; als sie aber näher getreten und hinunter geschaut, da habe sie über der Wasserfläche in einem seltsamen bläulichen Lichte das Ungeheuer gesehen. Es hatte die Gestalt eines großen Hahnes mit gezacktem, schuppigem Schweife und rothen, glühenden Augen und trug ein Krönlein auf dem Haupte. Sie schloß sofort die Augen und nur das habe sie gerettet, denn sie fühlte, wie ihr das Herz still zu stehen begann unter dem Blick des giftigen Unthiers. Die Kunde durchlief alsbald die ganze Stadt und Tag für Tag umstanden Haufen Volkes das Haus des Bäckers, immer aber in einer solchen Entfernung, daß sie bei einem etwa hereinbrechenden Unglück in einiger Sicherheit waren. Nur einige Vorwichtige hatten es gewagt, sich dem Brunnen zu nähern, waren aber vor dem betäubenden Geruch, der die Luft daselbst erfüllte, zurückgewichen. So begnügte man sich damit, das vom Bösen ausgewählte Haus zu betrachten und die schauderhaftesten Geschichten über Basilisken und Drachen zu erzählen. Denn ein Basilisk war es, der bei dem Bäcker Quartier genommen. Herr Heinrich Pollitzer, der Weltweisheit Doktor, ein in natürlichen und übernatürlichen Dingen erfahrener Medicus, hatte auf die genaue Beschreibung der Magd hin erklärt, es handle sich hier zweifellos um einen Basilisken, ein greuliches Thier, so wunderbarerweise aus einem Ei entstanden, welches ein Hahn gelegt und eine Kröte ausgebrütet habe. Der Blick dieses Thieres aber sei so giftig, daß jedes Menschenkind davor ersterben müsse. Wie es den Männern der Wissenschaft nun allezeit erging, so erging es auch Herrn Heinrich Pollitzer. Man glaubte ihm nur bedingungsweise, das heißt, man glaubte Alles, was er von dem Scheusal erzählte, schwor aber darauf, daß das Basiliskenei nicht von einem Hahn, sondern von dem Satan selber gelegt worden, und daß der Meister Nikolaus mit dem Teufel im Bunde sei, weshalb ihm und seiner Sippenschaft der Blick des Thieres auch nicht schade. Bei solchen Leuten aber konnte man auch kein Brod kaufen, und in der That hatte seit der Flucht der Magd kein Mensch mehr das Haus betreten. Ja, einmal, als der Bäcker den Gassern seine Meinung in deutlichen Worten sagte, berieth man sich sogar, ob man das dem Bösen eigene Haus nicht dem Erdboden gleich machen solle, und nur die Verwahrung des Stadtrichters Jakob von der Hülben, der gerade des Weges daher kam, hielt die Menge von einer Gewaltthat zurück. Der Bruch des Hausfriedens wurde mit der Todesstrafe geahndet, und da dachten die Weisten, es sei doch besser, den Bäder in dem Bann des Gottseibeins zu lassen, als sich selber solcher Gefahr auszusetzen.

Etwa acht Tage nach der Entdeckung des Basilisken sah man gegen Abend Herrn Nikolaus Schmidhuber den Tempelhof verlassen und nach dem Kapuzensteig zuschreiten. Er maß die Umstehenden mit grimmigen Blicken und ballte seine Fäuste, als er an ihnen vorüberstiege. Aber er hielt sich im Zaum und seine Gebuld riß erst, als sich ein Schusterjunge an ihn herandrängte und ihn vorwiegend fragte, ob der Basilisk mit Kipfeln oder Becken gefüttert werde. Da faßte der Meister den Jungen mit raschem Griff am Genick, schleuderte ihn unter die Menge und rief ihm ein wüthendes: „Schmeck's!“ zu. Nun mußten die Männlein und Weiblein lachen, und Niemandem fiel es ein, der Aufforderung des Burschen zu folgen und Rache an dem Grebian zu nehmen.

Der Meister kümmerte sich nicht weiter um das Gelächter und setzte seinen Weg fort. Sein sonst freundliches Gesicht zeigte einen bitteren Zug, seine buschigen Brauen waren finster zusammengezogen und das Baret, das wie das Wamms und das Veinkleid aus dunkelblauem Tuch gefertigt war, sah recht herausfordernd auf dem graurothen, buschigen Haar. Er war eine verstandesfähige Natur, der sich nicht wenig darauf zugute that, nie etwas Anderem als seiner Vernunft Gehör geschenkt zu haben, und er war fünfzig Jahre alt geworden, ohne irgendwelche Anfechtungen erlitten zu haben. Und nun, da er es vom armen Handwerksburschen bis zum wohlhabenden Hauseigner gebracht, da er sein Töchterlein zu einer gesitteten und in Allem tüchtigen Jungfrau herangezogen hatte, nun stellten sich ihm

plötzlich feindliche Mächte entgegen, die er mit all' seiner Vernunft nicht zu besiegen vermochte. Seinem Kinde hatte er in dem Bürger Hans Spannring einen Bräutigam ausgesucht, wie man ihn nicht trefflicher wünschen konnte. Er war nicht nur einer der reichsten und wohlhabendsten Bürgersöhne der Stadt, er war auch von so liebenswürdiger Art und von so zierlichem Geschmack in der Kleidung, daß jedes Frauenzimmer ihre Augen auf ihn warf. Trotzdem mochte ihn Salome nicht leiden und hing in Treuen an einem armen Gesellen, der ihr Herz gewonnen, als er bei dem Vater in Diensten stand. Dieser jagte den Burschen augenblicks aus dem Hause, als er dessen Vermesstheit erkannt hatte und suchte sein Kind mit aller Milde und Güte auf den rechten Weg zurückzubringen, aber es war Alles umsonst, und eine gewisse Bitterkeit bemächtigte sich des Meisters, als er sah, daß hier sein Verstand ohnmächtig blieb. Und nun sollte ihm auch von einer andern Seite ein solches Ungemach widerfahren. Erst lachte er über die dumme Magd und das Märlein von dem Ungethüm; dann, als er sah, daß die Magd nicht alleinstand, suchte er die Leute von der Albernheit der ganzen Geschichte zu überzeugen; er erinnerte sie daran, daß ja häufig an anderen Orten des Wiener Thales, wo man in den Tegellboden eindrang, betäubende Gase hervorbrangen, und schwor, daß er trotz stundenlangem Starren in dem Brunnen nichts Verdächtiges bemerkt habe — es war umsonst, man ließ nicht von dem Basilisken. Nun bemächtigte sich des Mannes ein wilder Grimm; er hatte Augenblicke, wo er wünschte, die ganze Stadt niederzuschlagen ob ihrer Dummheit. Gab es denn kein Mittel, um gegen solchen Wahn anzukämpfen? Er wußte keines mehr, und der Stadtrichter, Herr Jakob von der Hülben, dem er die Sache vorgetragen, hatte die Achseln gezuckt und gesagt, da könne die Obrigkeit nichts davon und nichts dazu thun.

So schritt er jetzt, in finstere Gedanken versunken, dahin und bemerkte erst, als ihn eine Sadgasse zwang, Halt zu machen, daß er bereits das Ziel seiner Wanderung hinter sich hatte. Jetzt ermannte er sich, schob das Baret auf seinem Haupte zurecht und ging mit rascheren Schritten das Sträßlein wieder zurück, bis er vor dem Gehöfte des Herrn Hans Spannring hielt. Dieses war von einer hohen Mauer umfriedet, deren Spitzsäule der Meister nun öffnete. Im Begriff, sich zur Linken zu wenden und in das Haus zu treten, fiel sein Blick durch das Fenster in die große Stube, und nun blieb er wie erstarrt stehen. Auf einer Truhe, die mit türkischen Kissen belegt war, saß Herr Hans Spannring und zu seiner Rechten saß die Wittve Leitkäufer, ein Frauenzimmer, das ob seiner seltenen Schönheit von Jedermann bewundert wurde, aber nicht des besten Rufes genoß. Beide waren herausgeputzt, just als ob sie zur Hochzeit schreiten sollten. Herr Spannring trug Wamms und Veinkleid von hellgrüner Seide, und seine Schuhe hatten so lange Schnäbel, daß diese mit einem goldenen Kettlein an seinem Gürtel befestigt werden mußten. Die Leitkäuferin aber hatte ein Kleid aus rother Seide an, das ihren üppigen Leib und ihre schönen Arme eng umspannte und an den Achseln mit bauschigen Puffen von blauer Farbe geschmückt war. Unter dem reich mit Gold gestickten Gürtel wallte das Kleid in weiten Falten bis über die Füße und in dem zierlich gelockten schwarzen Haar trug sie allerlei fremdländischen Schmuck. Sie hielt die rechte Hand Spannring's in der ihren und sein Kopf ruhte an ihrer Brust, während seine kleinen, funkelnden Augenlein begehrlig nach ihrem rothen Munde sahen. So konnte er den Fingertreten nicht bemerken; als aber die Schöne neckisch ihr Köpfchen nach rückwärts beugte, als wollte sie ihn noch eine Weile länger nach einem Kusse dürsten lassen, da fiel ihr Blick durch's Fenster und sie gewahrte den wie versteinert dastehenden Mann. Ein jäher Schrei entfuhr ihren Lippen. Sie sprang auf und verbarg sich im Dunkel, von dort aus mit entrüsteter Geberde nach dem Fenster weisend. Herr Spannring, den das plötzliche Auffpringen seiner Liebsten sehr unangenehm berührt und der schon ein Wort des Unmuths auf den Lippen hatte, erblickte plötzlich, als er den Meister vor dem Hause stehen sah. Dann aber schwoh ihm der Zorn, er stürzte aus dem Hause und schrie mit kreischender Stimme:

„Was wollt Ihr, Schmidhuber? Bleibt mir vom Leib mit Eurer Basiliskenbrut!“

Schmidhuber, den erst der Aerger so gepackt hatte, daß er kein Glied regen konnte, vermochte sich nicht eines Lächelns zu erwehren. Hier, in dem weiten, offenen Hofe, im hellen Schein der Sonne, sah Spannring in seiner grünen Tracht mit den hin und her schwankeuden Schuhschnäbeln noch seltsamer aus, als in dem engen dunklen Zimmer. Dazu das zornverzerrte Gesicht, das sich sträubende gelbe Borstenhaar, die wild funkelnden Augenlein und die Haat, mit der das Männlein seine geballten Fäuste schüttelte — das benahm dem Meister fast seinen ganzen Grimm und es fuhr ihm plötzlich durch den Kopf, daß Salome am Ende doch ganz vernünftig war. Als er aber das Wort „Basiliskenbrut“ hörte, da wurde er wieder ernster und entgegnete nicht ohne Heftigkeit:

„So glaubt auch Ihr an das alberne Märlein?“

„Ihr habt gut von Albernheit reden,“ erwiderte Spannring. „Mir wüßt Ihr nicht die Augen aus. Bei Eurer Salome ist's schon seit Langem nicht richtig. Man weiß ja auch nicht, wo so ein Ungeheuer herkommt, und man spricht Unterschiedliches darüber.“

„Spannung — beschimpft mir mein Kind nicht! Das ist das Rebweib, was aus Euch spricht.“
 „Na, ich wollt', 's wär' nichts Schlimmeres, was aus Eurem Kinde spricht! Aber das sag' ich Euch, mir war die Lust, sie zum Weib zu nehmen, fast schon vergangen, ehe noch das Scheusal ausgebrütet war. Das hat der Hans Spannung, der an jeder Hand fünf Weiber haben könnte, just nicht nötig, um eine Jungfer herumzubetteln, die thut, als wär' sie ein Gnadenbild von Holz oder Stein. Wenn ich so lang' aushielt, so war's nur, weil's mich gefreut hätt', so ein Gnadenbild unterzukriegen. Wär' sie einmal mein Eigentum gewesen, dann hätt' ich ihr's schon eingetränkt. Aber jetzt ist es aus. Das könnt' Ihr von einem Spannung nicht verlangen, daß man ihn als Basillienziehbater verschreit und er also zum Spott der Stadt wird.“

Dem Meister zitterte die Hand. Er fühlte eine unbändige Lust, den giftspühenden Gesellen niederzuschlagen. Aber er überwand sich, machte rasch Kehrt und schritt auf die Thüre zu. Als er diese öffnete, mußte er eine kleine Wendung gegen das Haus machen und da sah er, wie die Leilkäuferin am Fenster stand und ihm mit höhnischem Lächeln eine „Nase“ drehte. Er überwand auch das und trat, ohne eine Miene zu verziehen, auf die Straße. Dort machte er seinem Groll mit ein paar kräftigen Worten Luft und begab sich dann mit eiligen Schritten nach Hause.

(Schluß folgt.)

Angra Pequena.

Von Oskar Lenj.

Wir leben gegenwärtig in einem wahren Zeitalter der Entdeckungen und noch nie ist das Interesse für geographische Entdeckungsbereise ein so allgemeines gewesen wie jetzt. Von jeher haben Deutsche eine hervorragende Stellung in der Entdeckungsgeschichte der Erde eingenommen, aber während bisher die deutschen Expeditionen einen ausschließlich wissenschaftlichen Charakter hatten, haben Engländer und Franzosen, Holländer und Spanier, Portugiesen und Italiener stets praktische Zwecke im Auge gehabt und ihren Kolonialbesitz und ihre Handelsbeziehungen gleichzeitig mit der wissenschaftlichen Erkenntnis der untersuchten Ländergebiete erweitert. Die an Ueberproduktion leidende europäische Industrie bedarf neuer Absatzgebiete, und so hat sich denn jetzt das allgemeine Interesse auf die große Masse des afrikanischen Kontinentes konzentriert, und es gibt heutzutage kaum einen Staat, der nicht mit Aufmerksamkeit die Entwicklung der Dinge dajelbst verfolgt. Die Teilung Afrikas geht vor unseren Augen vor sich; kaum sind enorme Landstriche von den forschungsreisenden durchwandert, so werden schon die verschiedenen Nationalflaggen aufgezogen, sogenannte Verträge mit eingeborenen Häuptlingen abgeschlossen, die meistens keine Ahnung von dem Inhalt dieser Verträge haben und für einige Fuß Kum und ein paar Ballen schlechten Baumwollstoffs alles Mögliche „unterzeichnen“. Von Deutschland schien es, als wolle es bei dieser Teilung Afrikas die Rolle jenes Dichters bei „Teilung der Erde“ übernehmen, aber allmählich kommt man doch zum Bewußtsein, daß diese ideale Auffassung vom Weltverkehr und vom Welthandel einer großen und mächtigen Nation nicht zukommt. Ja gerade Deutschland scheint am wenigsten zu dieser passiven Rolle verurteilt zu sein, da Hamburger und Bremer Handelshäuser schon seit vielen Dezennien sowohl an der Ost-

Palmböl, Ebenholz, Farbhölzer u.), und sind diese in Folge Raubbaus der Eingeborenen seltener geworden, dann haben wir ein geeignetes Terrain für Kaffee-, Cacao- und Tabakplantagen. Und hierin, in der Plantagenwirtschaft, beruht die Zukunft und die Wichtigkeit des äquatorialen Afrika. Einzelne deutsche Häuser, in



F. A. G. Lüderik.

erster Linie Wörmann in Hamburg, haben das auch erkannt und schon seit einigen Jahren mit der Anlage von Plantagen begonnen. Als vor mehreren Jahren die Samoafrage im deutschen Reichstage in so ungünstiger Weise erledigt wurde, machte dieh in Deutschland noch nicht den tiefen Eindruck, den man erwarten sollte; die Erkenntnis von der Bedeutung des überseeischen Handels und von dem Werth von Kolonialbesitz war noch nicht in die

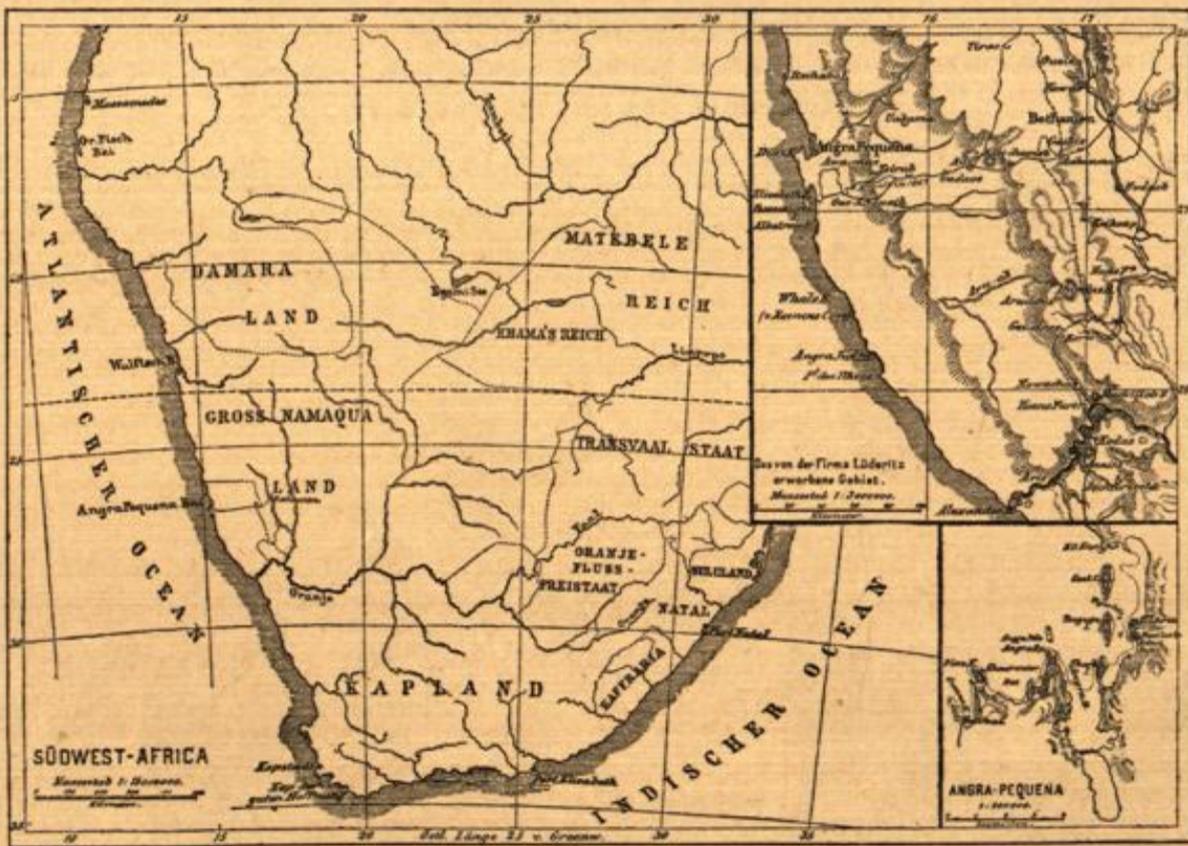
gehört, und daß zwischen den Südgrenzen der portugiesischen Kolonien Benguela im Westen und Mozambique im Osten einerseits und der englischen Kapkolonie andererseits eine breite Zone Landes existirt, wo Holländer und Deutsche die erste Rolle spielen werden. Dieser bisher freie Streifen an der Westküste Afrikas, vom Oranjefluß im Süden bis Kap Frio, dem Südpunkt der portugiesischen Besitzungen, ist gegen 150 deutsche Meilen lang und enthält zahlreiche und gute Hafensplätze. Am meisten bekannt ist die sogenannte Walfischbai, die natürlich auch England beansprucht, ohne irgend welchen Rechtsgrund. Der Fischreichthum dieser Gegend ist schon lange bekannt, und hat sich hier auch ein reger Fischfang und Handel mit Fischen und Fischprodukten entwickelt. Es leben dort gleichfalls Deutsche, deutsche Missionare sind seit Jahrzehnten dajelbst thätig, und die europäischen Mächte haben diese Gegend durchaus noch nicht als englisches Eigentum anerkannt. Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß man in London darauf bestehen wird, sich teilförmig zwischen die portugiesischen und den gleich zu erwähnenden deutschen Besitz einzuschleichen, indeß kann man ja auch einmal in Berlin das Gladstone'sche Wort „hands off“ gebrauchen. Soll doch nach den neuesten Nachrichten das Kapparlament die effektive Annexion der Walfischbai, deren Territorium etwa 100 geographische Meilen nördlich von Angra Pequena und gegen 60 Meilen südlich von der portugiesischen Grenze liegt, beschlossen haben; vielleicht wehren sich die zahlreichen, dort ansässigen deutschen Missionare gegen dieses Vorgehen.

Das Bremer Haus Lüderik hat südlich von der Walfischbai, im sogenannten Groß-Namaqualand, einen 45 deutsche Meilen langen und circa 20 deutsche Meilen breiten Küstenstreifen von dem Namaquafürsten Joseph Frederiks in Bethanien käuflich erworben; der Haupthafen dieses Gebietes heißt Angra Pequena (sprich Petena); außerdem besitzt das Terrain, welches nach Süden hin bis zum Oranjefluß reicht, noch weitere zehn brauchbare Häfen, z. B. Gontentottenbai, Ludovicinjel, Atlasbai, Elizabethbai, Prince of Wales-Bai, Whalebai, Angra's Juntas, Koosbeefinjeln u. c., so daß wir hier einen ganz stattlichen Besitz vor uns haben.

Was nun diese Küstengegend zwischen Oranjefluß und den portugiesischen Besitzungen, sowie das Hinterland betrifft, so war dasselbe bisher ziemlich vernachlässigt worden und genoß wegen seiner Unwirtlichkeit keines guten Rufes, und in der That müßten wir von vornherein darauf hinweisen, daß sich das Gebiet für deutsche Einwanderung im großen Maßstabe, etwa wie in Amerika, kaum eignen dürfte. Nahe der Küste wenigstens können die deutsche Ackerbaukolonien entstehen wie etwa diejenigen in jüdischen Brasilien; dieser Illusion darf man sich nicht hingeben.

Der in Rede stehende Küstenstrich ist fast regenlos, in Folge dessen auch nur mit spärlicher Vegetation bewachsen, sandig und feinig, dünn bevölkert, kurz, wenig anziehend für Kolonisten.

Weiter nach innen zu ändern sich freilich die Verhältnisse, und wenn man das Randgebirge bestiegen und die höheren Plateaulandchaften erreicht hat, finden sich für Viehzucht geeignete Stellen. Der Verkehr dahin aber ist jetzt noch recht schwierig, und die riesigen, schwerfälligen Wagen, mit zwölf bis achtzehn Paar Zugochsen bespannt, kommen nur mühsam und schwer vorwärts. Die an und für sich genthlichen Zugthiere leiden furchtbar unter dem Wassermangel und in der Regel gehen einige dieser Thiere zu Grunde. Dagegen ist das Klima für Nordländer entschieden gesunder als in den nördlicher gelegenen tropischen Theilen Westafrikas, wo die Europäer stark an den Malariafiebern zu leiden haben und zu jeder schwereren Arbeit untauglich sind. Auch ist hervorzuheben, daß die im südlichen Ostafrika so häufige und den Zugthieren so gefährliche Festsesiege hier nicht vorkommt. Wird man also erst Wege gebaut und Eisenbahnen angelegt, überhaupt für Kommunikation nach dem Innern georgt haben, damit die dortigen Produkte leicht zur Küste kommen können, dann dürften sich die Verhältnisse günstiger gestalten. Auf dem Hauptweg von Angra Pequena nach Bethanien finden sich übrigens eine Anzahl Quellen, deren Namen folgendermaßen lauten: Sao Khasip, Go's, Uagama, Tsau Raip,



Karte von Angra Pequena.

weirten Kreise gedrungen. In wenigen Jahren aber hat sich dieh schon geändert, und es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, die allgemeine Enttäuschung zu sehen, mit der die Opposition gegen die Bismarck'schen Dampferubventionen aufgenommen wurde. Es ist unverständlich, wie die Vorschläge Bismarck's, welche die Weltstellung des deutschen Reiches zu befestigen geeignet sind und dem deutschen Handel und der Industrie zugute kommen, abgelehnt werden können. Indes wird man gegen die allgemeine Strömung nichts thun können und die einmal in's Rollen gekommene Kolonialfrage läßt sich nicht aufhalten; ein Zeichen dafür sind die überall in's Leben tretenden Kolonial- und Exportvereine mit ihren zahlreichen Mitgliedern, und wir werden sehr bald sehen, daß sich der Reichstag ernsthaft mit dieser Frage zu beschäftigen genöthigt sein wird.

Unter den verschiedenen deutschen Unternehmungen in neuester Zeit hat keine so viel von sich reden gemacht, als der Anlauf eines großen Terrains im südwestlichen Afrika durch das Bremer Haus Lüderik, um so mehr, als dasselbe berechtigt ist, dort die deutsche Flagge aufzustellen. Die Kolonialmächte, vor allen England, haben mit größtem Mißtrauen auf diese „deutsche Kolonie“, man wird sich aber in London allmählich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß die ganze Welt nicht allein den Engländern

Kar, Kleinfountain, Dieprevier, Kus, Guibes. Nach den Berichten aller Derjenigen, welche dort gelebt haben, lassen sich diese Quellen verbessern und vermehren und auf diese Weise die Kommunikationsverhältnisse erleichtern; gute Kommunikation bleibt bei allen derartigen Unternehmungen die wichtigste Frage.

Die Hauptanregung zu dem Lüderik'schen Unternehmen gab das massenhafte Vorkommen von Kupfererzen (Kupferkies, auch wohl stellenweise Malachit), sowie von eisen- und silberhaltigen Bleierzen in den Hügeln nicht weit von der Küste. Genauere Untersuchungen müssen erst feststellen, was außer dem Kupfer noch vorhanden ist. Von letzterem weiß man schon lange, daß es in großen Mengen in Südwestafrika vorkommt. Es haben schon früher englische Kapitäne Schiffsladungen von Kupfererz nach Europa geschafft, aber es scheint sich der Transport nicht lohnen zu haben; Europa und besonders Amerika beherrschen den Kupfermarkt und sind bekanntlich die Preise nicht besonders hoch. Es wird sich darum handeln, ob der Abbau leicht und bequem ist — es scheint das Erz stellenweise im Tagbau gewonnen werden zu können — und ob Arbeitskräfte vorhanden sind.

Indes ist wohl dieser Bergbau das Einzige, worauf die Lüderik'sche Gründung beruht. Es handelt sich auch darum, einen

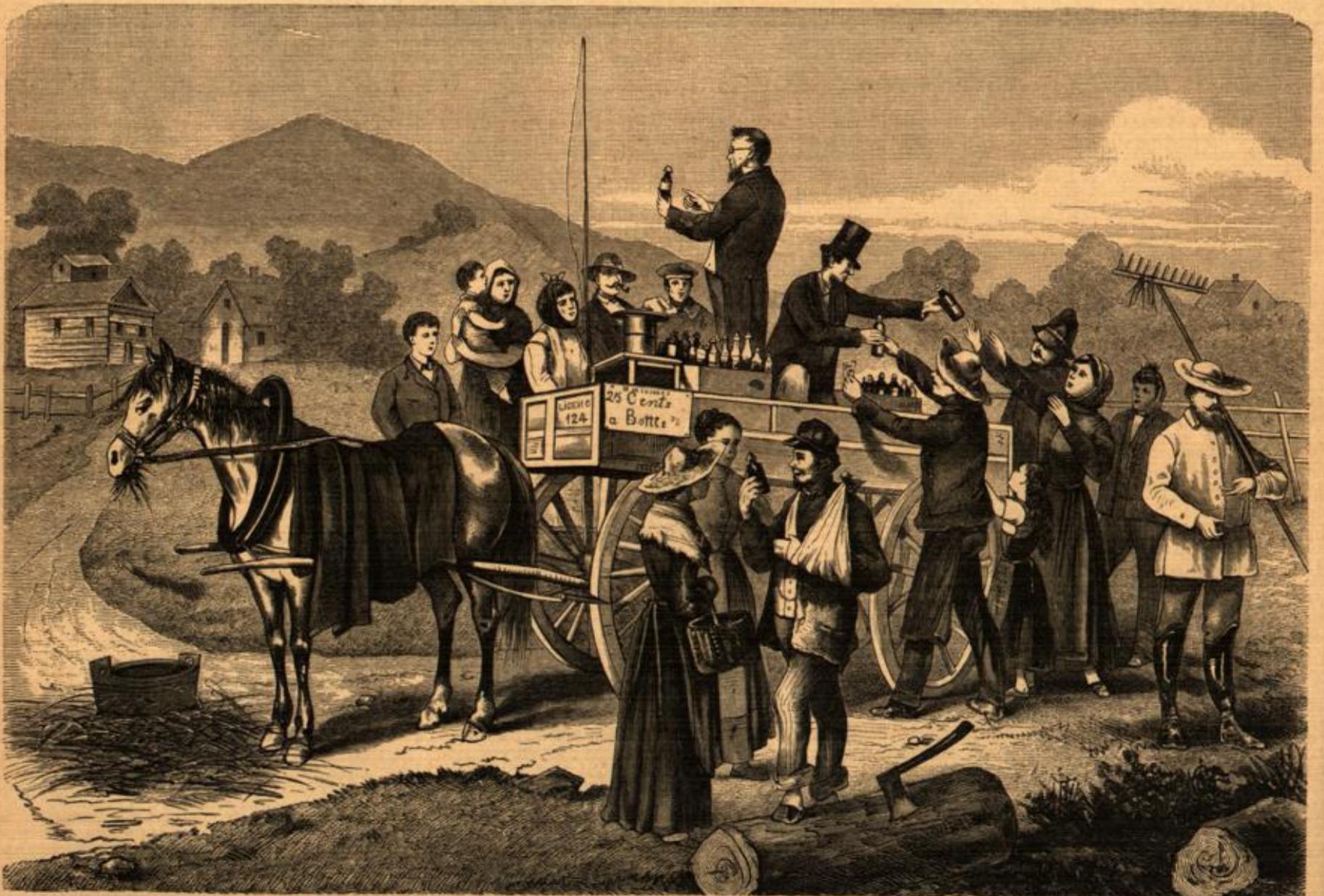
wie an der Westküste zahlreiche und blühende Faktoreien errichtet haben, deren Geschäftsumfang auf gleicher Stufe steht, wie derjenige der englischen und holländischen Häuser, während sie die französischen, portugiesischen und spanischen Händler weit überflügelt haben.

Schon der große Kurfürst von Brandenburg hat bekanntlich an der jetzigen Goldküste eine Reihe von Jahren hindurch Kolonialbesitz gehabt und es kann nicht genug bedauert werden, daß die Verhältnisse seinerzeit nicht darnach waren, um diese wichtigen Plätze zu behaupten. Holländer kauften diese Besitzungen für ein Billiges, diese verloren sie an die Engländer, und Jahrzehnte hindurch blieben diese Gegenden mehr oder weniger verschollen und beschränkte sich der Handel auf den Export von etwas Palmöl. Erst seit zwei Jahren weiß man, daß hier noch ein großer Reichthum an Gold steckt; englische Kapitalisten betreiben jetzt den Goldbergbau im Großen, und es ist gar nicht abzusehen, welche Bedeutung dieser lange, von der Welt vergessene Küstenstrich noch haben wird.

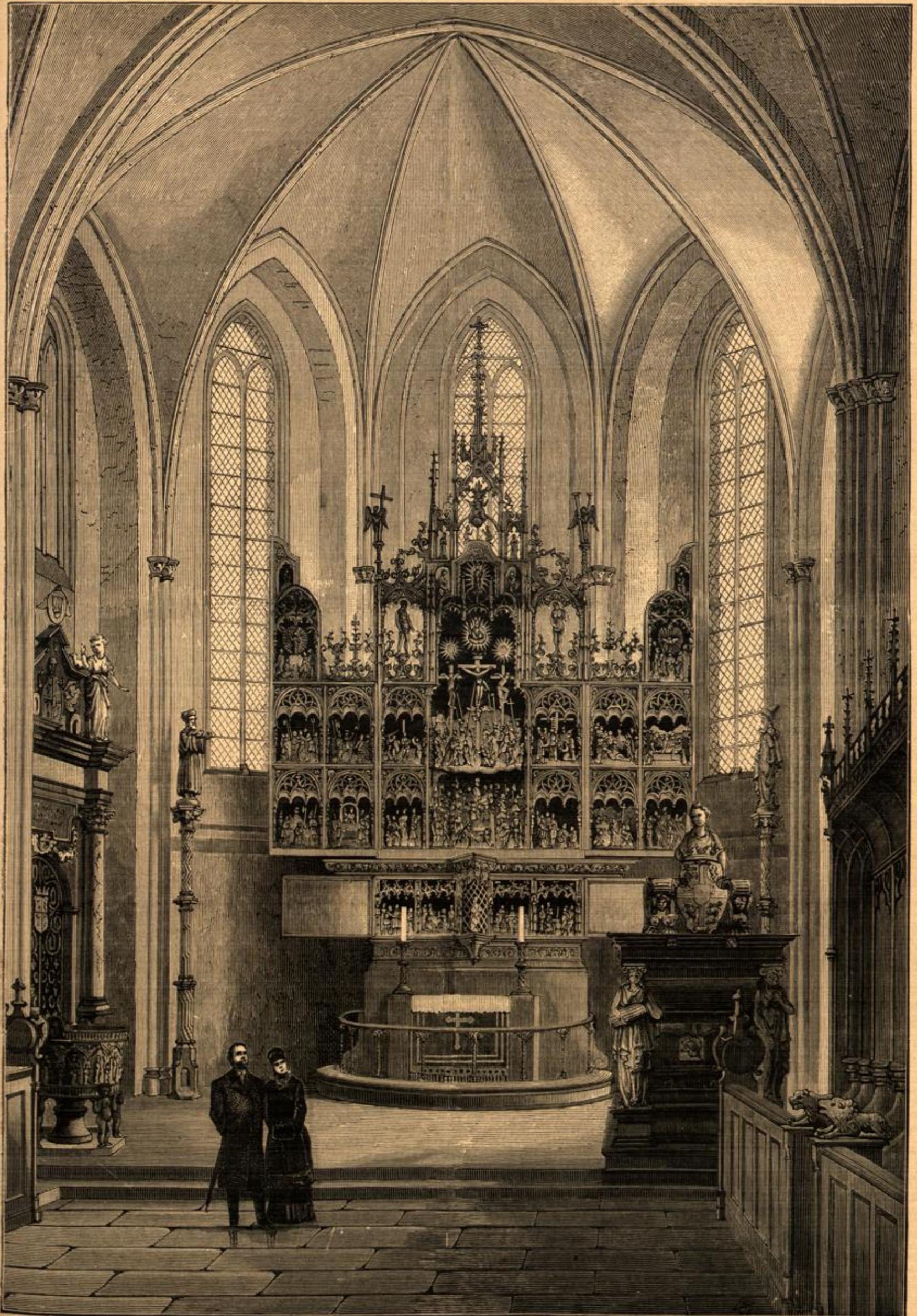
Aber nicht bloß Gold ist es, was hier gefunden wird, es gibt in den reichen Hinterländern der tropischen westafrikanischen Küstenstriche zahlreiche exportfähige Produkte (Kautschuk, Eisenstein,



1. Jakobus Isaak. — 2. Christliches Hottentottenmädchen. — 3. Vornehmer Hottentotte. — 4. Hottentottenkind. — 5. Bergdamara. — 6. Vornehme „Damen“ der Herero.
 Ungra Pequena: Typen des Hinterlandes. (S. 31.)



Eine wandernde Apotheke im fernen Westen (Amerika). Nach einer Skizze von Peter Krämer. (S. 34.)



Die Domkirche in Schleswig mit Hans Brüggenmann's Altar. Zeichnung von C. B. Nielsen. (S. 35.)

Handelweg in das Innere zu schaffen, wo deutsche Industriearbeiter Absatz finden und die Produkte der Viehzüchter und der Eingeborenen verwertet werden können. Große, mit Gras bewachsene Flächen, auf denen früher eine reiche Tierwelt (Antilopen, Zebras, Quaggas, Strauße etc.) lebte, die aber durch die Eingeborenen, welche eifrige Jäger sind, schon sehr zurückgedrängt ist, müssen nach den Berichten aller Reisenden in großer Zahl im Innern vorhanden sein, und die Viehzüchtenden holländischen Boeren sind denn auch im Innern zahlreich angesiedelt.

Wie erwähnt, gehört das in Rede stehende Gebiet zu dem Namaqualand. Diese Namaqua sind ein Hottentottenstamm, denen früher das gesamte südwestliche Afrika gehörte. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme; diejenigen, welche aus dem Kaplande fortzogen, um sich der englischen Herrschaft zu entziehen, und sich hier unter ihren Landsleuten niederließen, bezeichnet man mit dem Namen Orlam. Die Namaqua sind von gelblicher Hautfarbe und sehr häßlichem Aussehen; durch die zahlreichen, schon seit langer Zeit wirkenden deutschen Missionare haben sie bereits etwas Kultur angenommen und viele nennen sich Christen. Früher lebten sie fast ausschließlich von der Jagd, nachdem aber seit Einführung der Feuerwaffen der Wildstand sehr vermindert ist, sind die Hottentotten sehr verarmt und fallen häufig durch ihre Bettelereien lästig. Zwischen diesen echten Hottentotten mit ihrer eigentümlichen, an Schnalzlauten reichen Sprache leben noch zerstreute Niederlassungen von Buschmännern, sowie Mischlinge von Weißen und Farbigen, zum Teil in eigenen Gemeinden, wie in Rehoboth und Grootfontein. Gegenwärtig scheint das Verhältnis der Europäer zu den Hottentotten ein friedliches zu sein (was nicht immer der Fall war), und zweifellos ist hiebei der Einfluß der deutschen Missionare ein großer.

Viele Jahre hindurch haben die Namaqua-Hottentotten heftige und erbitterte Kämpfe mit dem Damaravolk geführt, welches nördlich von ihnen, im Hinterland der Walfischbaiterritorien, wohnt. Diese Damara sind ein kriegerisches Hirten- und Romabervolk und gehören dem großen Vantu-Regenstamm an, sind also den Rassen und Vassuto verwandt; sie sind thätiger als die herabgekommenen Hottentotten, reich an Herden und aus den langen Kämpfen mit den Letzteren als Sieger hervorgegangen. Die Damara (Herero) sind jetzt unabhängig von den Hottentotten geworden, haben unter sich europäische Missionare, suchen direkt mit den Europäern Handel zu treiben, was früher Alles die Hottentotten nicht gestatteten.

Die Streitigkeiten an den Grenzen beider Völker dauern wohl noch fort, und dort dürften auch europäische Ansiedler sich schwer festsetzen können, aber im Großen und Ganzen ist mit der einheimischen Bevölkerung auszukommen.

Wir bringen einige Porträts von Eingeborenen nach Photographien, welche unter unglücklichen Schwierigkeiten in dem abgelegenen Lande aufgenommen sind.

1. Jakobus Naat, König von „Berjaba“; 3. vornehmer Hottentotte. Die Männer unter den Namaqua tragen jetzt fast allgemein die europäischen Kleider, welche fertig von den Händlern dorthin eingeführt werden. Meistens sind die Kleiderstoffe recht dick und stark, trotz der in Südwestafrika herrschenden Hitze, denn einerseits müssen sie den Dornen widerstehen, andererseits würde dünnes Zeug eben gar keinen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen bieten. Etwas charakteristisch für die Hottentotten sind die unglücklichen Falten, welche schon von vierzigsten Jahre ab das Gesicht in sonst unerhörter Weise durchziehen. Die Haare wachsen den Namaqua nicht gleichmäßig über der ganzen Kopfhaut, sondern stehen in einzelnen Wollknoten, welche sich nur mit größter Mühe wirklich in Ordnung kämmen lassen, meistens bleiben dort die einzelnen Partien unvereintigt. Das christliche Hottentottenmädchen (2) trägt ein Tuch um den Kopf. Es gilt nämlich bei den erwachsenen Frauen und Mädchen der Hottentotten für eine sehr große Schande, das Haupthaar zu entblößen. Sowohl auf dem Kopftuch der heidnischen wie auf dem Kleide der christlichen Mädchen kann man die Punktmuster sehen, welche den Eingeborenen Südwestafrikas als die allerhöchsten erscheinen. Nr. 4 zeigt ein Hottentottenkind, in einem Pelz von Schafsfellen gehüllt. Die fast völlige Abwesenheit des Rasens mag uns ungesund erscheinen, dem Afrikaner mißfällt im Gegenteil am Europäer gerade nichts so sehr, wie „der Vogelschnabel“, den dieser im Gesicht herumträgt. Auf diesem Bilde ist der kuriose Haarwuchs so recht deutlich zu sehen. — Dann erblicken wir (6) vornehme Damen der Herero. Auf dem Kopfe tragen sie eine helmartige Mütze von Leder, auf welcher hinten drei eigentümliche Lederstücke aufgesetzt sind. Vorne an der Mütze ist ein dünnes Fell angehängt, welches aber für gewöhnlich aufgerollt getragen wird. Hinten an der Mütze ist eine Garnitur Lederstreifen angebracht, welche mit dünnem Eisenblech umgeben sind. Der abgewandten Dame links fehlt diese Garnitur, bei ihr ist das in ganz dünne, bindfadenähnliche Büsche geflochtene Haar zu sehen. Die Köpfe der Mützen selbst sind noch mit Strängen von Eisenperlen und Kauris besetzt. Eine solche Mütze hat durch das viele Eisen, das an ihr herabhängt, ein ganz respektables Gewicht und repräsentiert nach landesüblichen Preisen mindestens den Wert einer Kuh. Jede verheiratete Frau pflegt, wenn sie nicht allzu arm ist, eine solche Mütze zu tragen. Um die Schultern haben die Damen ein Schaffell geschlungen, das auch wiederum reich mit Rosetten von ausgefärbten Eisenperlen verziert ist. Das breit herunterhängende Fell des Schwanzes ist besonders ein Gegenstand solcher Verzierungen. Um den Hals tragen diese Frauen mehrere Pfund von Glas- und Eisenperlen, sonst ist die Brust unbedeckt. Um die Unterarme ist Eisendraht in dichter Spirale gewickelt, ebenso tragen sie um die Unterschenkel zahlreiche Ringe schweren Eisenschmucks. Die ganzen Figuren muß man sich nur noch von der Butter glänzend denken, mit der Haut, Kleider und Schmuck auf das Schönste eingerieben sind; außerdem ist der rothe Oker nicht gespart, um dem Ganzen für die Staatsaktion des Photographierens die nötige Weiße zu geben. Dann sehen wir (5) einen Bergdamara (Saban). Saban war mehrere Jahre der Koch eines deutschen Kaufmanns in Otjimbingue; besondere Schönheit ist ihm nicht nachzusagen. Doch war der Mann intelligenter, als er aussieht, und er hat seinen Posten nach Kräften auszufüllen gesucht. Das wären so die Haupttypen des Landes um Angra Pequena.

Wir sind der festen Uebergzeugung, daß diese neue deutsche Handelsniederlassung, der ja als der ersten ein gewisser Staatschutz gewährt worden ist, gedeihen wird, nur darf man nicht allzu hohe Anforderungen an das Land stellen, dessen Schattenseiten nicht zu übersehen sind. Die kleine Lüderich'sche Besetzung an der öden Südwestküste Afrikas hat jedenfalls das Verdienst, die An-

regung zur offiziellen Behandlung der Kolonialpolitik gegeben zu haben. Wir können nur wünschen, daß auch die anderwärts lebenden Deutschen sich einer gleichen Fürsorge seitens der obersten Behörden erfreuen mögen; freilich ist die Position derselben seit 1870 eine ganz andere als früher, aber es macht stets einen großen moralischen Effekt, wenn ein der deutschen Kriegsschiffe einmal in einem von Deutschen bewohnten Territorium seine Flagge zeigt. Das trägt außerordentlich dazu bei, die Zusammengehörigkeit der zwischen Fremden lebenden Deutschen mit dem Vaterlande zu befestigen und so die Klage zu beseitigen, daß der Deutsche im Auslande sein Nationalgefühl verliere.

Ein Sommertag an der Elbe.

(Bild S. 29.)

Einer der beliebtesten Ausflugsorte der Hamburger ist Neumühlen an der Elbe, etwa eine Stunde von dem Hamburger Hafen; dahin führt uns der Künstler in unserem Bilde. Es ist ein warmer Sommertag; die Sonne strahlt vom blauen Himmel, an dem mächtige, blendende Wolken schweben. Die Wasser des großen Stromes eilen dem Meere zu, auf ihren leichtbewegten Wellen Schiffe mancherlei Art tragend. Auf dem weichen Uferlande des Flußes hat sich ein heiteres Leben entfaltet. Jung und Alt tummelt sich dort oder ruht plaudernd. Die Kinder spielen und die Badehäuser bergen plätschernde Inassen. Alte Bäume mit schönem Grün, fruchtbares, üppiges Land bildet den Hintergrund dieser Szenerie, die ein Bild echt deutschen gemütlichen Volkslebens ist, an einem unserer größten und wichtigsten Ströme, dessen Wasser Berg und Thal, herrliche Landschaften und große Städte bespülen und stolz die Produkte deutschen Gewerksleibes und der Mühen des Landmanns durch mächtige Dampfer und flott segelnde Schiffe hinausführt in alle Welt und die Schätze und Erzeugnisse fremder Zonen hineingleiten läßt in den größten deutschen Handelshafen.

Eine wandernde Apotheke im fernen Westen.

(Bild S. 32.)

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts galt der heutige Staat Pennsylvania als der Westen der Vereinigten Staaten, und alle von dort bis zum Mississippi sich erstreckenden Gebiete bezeichnete man als den fernen Westen. Jenseits des Flußes aber, bis an die Grenze von Kalifornien, zog sich die große amerikanische Wüste hin, in deren Prärien und über deren Gebirge nur einzelne Handelsleute mit ihren Karawanen, Fallenseller, die auf den Wiberfang auszogen, und an Entbehrungen und Gefahren aller Art gewöhnte Pelzhändler drangen. Aber in den Vereinigten Staaten schreitet die Kultur mit Riesenschritten vorwärts, und die Angelsachsen in Nordamerika haben sich den neuen Kontinent in der gesamten Breite bis zu den Gestaden Kaliforniens zu eigen gemacht. Aber sie zerstören nicht, sondern sie bauen auf, und wo sie niederreichen, schaffen sie zugleich. Sie haben Sümpfe ausgetrocknet, Wälder gelichtet, Strahlen und eiserne Schienenwege gebaut, Kanäle gegraben, Schiffe geminnert und blühende Staaten gegründet; sie haben in dieser kurzen Zeit jene Wüsteneien mit Millionen betriebsamer Menschen bevölkert und den Künsten des Friedens, der bürgerlichen und religiösen Freiheit, der Sittlichkeit überhaupt eine neue Heimat bereitet. Nachdem das Westphum der Vereinigten Staaten eine so ungeahnte Ausdehnung angenommen hatte, mußte man sich daran gewöhnen, zur Eintheilung derselben gewisse Grenzen zu ziehen, und so unterschiedet man heute nicht nur zwischen den östlichen, westlichen, Mittelstaaten u. s. w., sondern man bezeichnet nunmehr auch die jenseits der Felsengebirge liegenden Besetzungen als den fernen Westen überhaupt und unterscheidet einen „großen Nordwesten“, einen „pazifischen Westen“ und einen „großen Südwesten“. Der fernen Westen würde in einer ungefähren Entfernung von 2000 bis 2500 Kilometer von New-York seinen Anfang nehmen und sich bis zu den Gestaden des stillen Ozeans ausdehnen. Zum Nordwesten gehören die Staaten und Territorien: Minnesota, Dakota, Montana, Idaho u. s. w.; zum pazifischen Westen: Oregon, Washington Territorium und Kalifornien; zum Südwesten dagegen: Arizona, Neumexiko, Colorado, Texas, Kansas u. s. w. Am stillen Weltmeere erwacht in Kalifornien ein neues Reich und der ganze Westen ist zu thätigem Leben erweckt worden. Dieß ist in hervorragender Weise seit Eröffnung der quer durch den Kontinent laufenden sogenannten Pazifischenbahnen der Fall, von denen nunmehr bereits sechs dem Weltverkehr übergeben sind. Wie Pilze schießen an den Bahnlängen entlang die Ansiedlungen, dort sehr bald schon mit dem stolzen Namen „Städte“ beehrt, aus dem Boden. Auf weiter, unabherrbarer Prärie kann man diese Städte, welche in den Augen ihrer sanguinischen Gründer sämtlich Metropolen des Handels und Weltverkehrs werden müssen, emporsteigen sehen. Neben Gruppen jebden aufgeschlagener Bretterbuden und Zelte beginnen sich bald schon bessere Holzhäuser zu erheben in bereits rechtwinklig ausgelegten Straßen mit Verkaufsläden und Kneipen. Mit „Saloon“ oder Bier- und Schnapsbude fangen alle diese Städte an, dann kommt der Hufschmied, dann der mit allen irdischen Bedürfnissen ausgestattete Store, bald darauf ein Gasthof und nicht zuletzt ein Barbier. Raum sind ein halbes Duzend Häuser da, so wird eine Zeitung gegründet, die auch eifrig gelesen und gekauft wird.

Die armen, verlassensten Leute mußten früher oft am Nothwendigsten Mangel leiden, denn die Wege waren weit und schlecht, und nicht oft genug kamen die Hausierer mit ihren willkommenen Waaren. Jetzt, seit Eröffnung der Bahnen, ist Vieles besser geworden, aber den in einiger Entfernung Lebenden fehlt doch noch oft so Manches. Da sind denn die Hausierer willkommene Gäste, namentlich wenn sie reichsortierte Lager haben. Die gebildeteren unter ihnen (oder auch öfters die listigsten, schlauesten) wissen recht wohl, daß sie durch Spekulation auf die menschlichen Leiden und Gebrechen auf bequeme Weise das meiste Geld verdienen, „Apothekerrechnungen machen“ können, und solche wenden sich mit Vorliebe dem Vertrieb von allerlei Mixturen und Salben (die sie oft für ein Billiges selbst gebraut haben) zu. Namentlich Patentmedizinen, die für Alles helfen, sind nicht nur im fernen Westen, sondern durch das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten sehr gesucht und finden reichen Absatz. Einen solchen Patentmediziner auf der Geschäftstour zeigt unsere ganz der Wirklichkeit nachgezeichnete Illustration.

R. D.

Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen

von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Albrecht Lammsdorf war der Sohn eines wohlhabenden Industriellen im mittleren Deutschland. Sein Vater, ein Mann von wissenschaftlichen und künstlerischen Liebhabereien, hatte die gleichen Neigungen früh in dem geistig nicht unbegabten Sohne geweckt. Leider aber hatte der Vater in dem heranwachsenden jungen Mann auch den Mangel an praktischer Energie und Fähigkeit in der nüchternen Lebensarbeit großgezogen, der ihn selber seinem geschäftlichen Betriebe entfremdete. Als dieser unter fremden Händen im Laufe der Jahre verümmerte und endlich zusammenbrach, stand Albrecht dem strengen Kampfe um's Dasein lediglich mit einer höchst ungenügenden Ausrüstung von sogenannten allgemeiner Bildung und von allerlei hübschen dilettantischen Talenten gegenüber; dazu eine ehrenhafte, vielleicht für den verben Alltagsgebrauch allzu verfeinerte Gesinnung; ein nur wenig gestählter, unstandhafter Charakter; ein gewinnendes, vornehmes Neuzere und liebendwürbige, sympathische Formen des Umganges. Unter der heftigen Erschütterung des väterlichen Niederbruchs flackerte plötzlich, zu spät, der Entschluß oder vielmehr der Wunsch in ihm auf, nunmehr diejenige Thätigkeit zu ergreifen, die er bis dahin verschmäht hatte und die ihm jetzt durch die Veränderung seiner Vermögensumstände versagt schien. Er wollte sich fortan aus eigener Kraft seinen Weg auf dem großen Markte des geschäftlichen Lebens bahnen. Befreundete Häuser nahmen sich des jungen Mannes an und schickten ihn auf ihre überseeischen Stationen. Dort wurde er mehrere Jahre vom Wirbel des Weltverkehrs umgetrieben, aber — er gelangte nicht als rüstiger, langathmiger Schwimmer nach oben. Nachdem die Gewöhnung den ersten Reiz der Neuheit von seiner zu spät erwählten Laufbahn abgestreift hatte, versagte ihm wiederum die zähe, nachhaltige Energie, die allein den Erfolg erzwingt. Er empfand Widerwillen gegen die trockene, einseitige Arbeit der endlosen Korrespondenzen über Kaffee und Indigo, und wandte sich wiederum seinen kleinen Talenten zu. Das stille Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit im harten Wettkampfe und seine zeitraubenden künstlerischen Bestrebungen ließen ihn das stets noch ferne Ziel als immer weniger wünschenswerth erscheinen. So war er überall der gern gesehene Liebling der Damen, aber nicht der Comptoirvorstände. Das Heimweh nach Europas alter, bequemer Kultur ergriff ihn und er kehrte mit leeren Händen und verschärzten Ausfuchten zu seinem Vater zurück, der, selbst in die engsten Verhältnisse eingezwängt, jetzt ungestört, als sogenannter bedürfnisloser Philosoph, seinen Studien lebte und nichts hatte, um den gestrandeten Sohn wieder flott zu machen. Diese Studien hatten den alten Lammsdorf mit Tako ten Broek, der auf steten Reisen gleichen Neigungen nachging, in Verührung und persönliche Annäherung gebracht. Der jugendlich wohlgebildete und weltmännisch wohlgeschliffene Sohn seines Freundes empfahl sich dem mit der verben, nüchternen Tüchtigkeit seiner Landsleute zerfallenen Gelehrten. Es war um die Zeit, als Theba in's väterliche Haus zurückgekehrt war. Ten Broek brachte die jungen Leute zusammen in der Absicht, eine Verbindung herbeizuführen. Hier gelangte Albrecht's stärkste Begabung, der ihm angeborene Zauber persönlicher Liebendwürdigkeit, wie sie in „Clarivo“ und „Weislingen“ so meisterlich geschildert ist, zu praktischer Verwerthung. Das jugendliche Paar fand an einander rasch ausreichendes Gefallen, welches sich bei dem weltunerfahrenen und etwas schwärmerisch angelegten jungen Mädchen zu einer noch halb kindlichen und bewundernden und fast leidenschaftlichen Neigung steigerte. So wurde die kleine Theba rasch des schönen Albrecht Lammsdorf's Frau, und Beide bezogen, nach des Vaters Willen, als junge Haushalter dessen Gut Uythusen im fruchtbarsten Broekenpolder. Nach Jahresfrist machte des alten Tako plötzlicher Tod sie zu Herren des schönen Besitzes. Albrecht war nach seiner phantastischen Art auch in dieses neue Verhältnis mit flackerndem Feuereifer eingetreten. Er fand in dem Better und Nachbarn Sybo Ukena, dessen Mutter mit ihrem Bruder Tako ten Broek von väterlichen Besitz getheilt hatte, einen willigen Lehrer in seinem neuen Berufe und einen echten Freund. Der ernste, schlichte junge Landwirth ließ sich mit scheinbarer Bewunderung von den guten und glänzenden weltmännischen Eigenschaften seines Schülers fesseln, deren Werth er überschätzte, weil sie seiner einfachen, kernigen Natur für ihn selbst unerreichbar erschienen und als fremdartig ihn blendeten.

Aber schon nach kurzer Zeit schwand auch hier Albrecht's Trieb, sein neues Geschäft mit stetiger Energie unverdrossen weiter zu führen. Die große Einfachheit der Wirthschaft in seiner neuen Heimat erschien ihm bald unzureichend für seine höheren und feineren geistigen Ansprüche, die im Grunde nur Vorwände für seine beschauliche Bequemlichkeit waren. Die in jenen Jahren auf dem übermächtig und unerforschlich fruchtbaren Boden des Broekenpolders dem Besitzer müheless zureisenden, überreichen Ernten hielt er für das Ergebnis seiner besonderen Einsicht und Thätigkeit. Er sah also eine sorgenfreie, wohlhabende Zukunft vor sich, betrachtete rasch seine Lehrzeit als Gutsheer für voll beendet und wandte sich wieder seinen alten Neigungen zu.

Seinen neuen Standesgenossen in der Umgegend trat er nicht näher, er vermischte in ihnen dasjenige, was er die „feineren geistigen Berührungspunkte“ nannte. So lebte er einsam und erwartete sich nicht den werthvollen Ruf eines „niederträchtigen Menschen“, eines populären Mannes. Dazu verleibete dem Oberländer die Plage des Wechselstellers seine ersten Sommer in Niederlande. Die niemals erkaltende Anbetung seiner einfachen jungen Frau, deren Gewinn ihn keine Mühe gekostet und deren kindliche Art niemals sein bis dahin unberührtes Herz zu thatkräftiger Leidenschaft erweckt hatte, nahm Albrecht als eine ihm zukommende Huldigung entgegen, die er im Vollgefühl seiner persönlichen Ueberlegenheit mit gleichmüthigem Wohlwollen gelassen erwiderte. Jedoch war seine Herrschaft im Hause nur scheinbar eine unbefchränkte. Es traten bei aller hingebenden Liebe dennoch Fragen auf, in denen Frau Theda ihren eigenen Willen gegen den ihres Mannes durchzusetzen wünschte. Und in solchen Fällen entwickelte die zierliche, anscheinende kleine Frau eine Festigkeit und zugleich eine halb kindliche, halb stänklische Leidenschaftlichkeit, deren lästiger, hartnäckiger Steigerung Albrecht als der verständigere Theil, wie er meinte, mit Mißbehagen auswich. Er zog sich alsdann, nicht ohne eine gewisse formelle Erhabenheit, aus dem Gesichte zurück, zuckte die Achseln über Theda's weibliche Unvernunft, die seine apathische Behaglichkeit so zwecklos trübte, und — ließ den Dingen ihren Lauf. Im täglichen Verkehr jedoch zeigte er auch seinerseits eine gutmüthige Rücksicht auf seiner Gattin kleine Wünsche und eine passiv wohlwollende Heiterkeit, die ihm von jedem dritten Beobachter das Zeugniß eines aufmerksamen, seiner Frau völlig ausreichend zugethanen Gatten, ihrem Verhältnisse das Prädikat einer zufriedenen Ehe eintragen mußten. Sein Herz indessen war ein laues, stilles Wasser geblieben, dessen verborgene untere Strömungen noch kein Sturm in sichtliche Wallung und padende Bewegung gesetzt hatte.

In dieser nachgiebigen Stimmung erreichte Albrecht einige Tage später, nach einer mehrstündigen Landfahrt, den Bahnhof, auf dem er den neuen, bereits so heiß umstrittenen Gast in Empfang nehmen sollte. Eine hochgewachsene, schlank, junge Dame trat ihm in einfachem, knappen, schwarzem Anzuge entgegen und betrachtete ihn, als er sich selbst vorstellend, sie als: „Fräulein Magda Brandau?“ ansprach, aus zwei ernsten, schwarzen, mächtig großen Augen, deren dunkler Schatten die eisenbeinige Blässe ihrer schmalen Wangen noch vertiefte. Eine feine, gebogene Nase und dünne, etwas eingezogene Lippen vollendeten den entschlossenen und verschlossenen Ausdruck des jugendlichen, edel geformten Antlitzes.

„Die bin ich!“ antwortete die junge Reisende mit tiefer, leiser Stimme. Damit war die Bekanntschaft gemacht.

Während der Fahrt bemühte sich Albrecht, dem fremden Fräulein die plötzliche Bekanntschaft möglichst zu erleichtern und die Mauer mädchenhafter Befangenheit, die er selbstverständlich als vorhanden und durch die kühle, stolze Haltung nur verkleidet voraussetzte, nach und nach unmerklich abzutragen. Aber er machte in diesem kleinen Festungsmanöver wenig sichtliche Fortschritte. Auf seine Fragen über den Verlauf der Reise, fahrplanmäßige Verspätungen und lästige mittheilsame Gesellschaft gab sie zwar nicht unhöflich, aber möglichst einsylbig Antwort. Seine Erläuterungen über das umgebende Land und die darin hausenden Leute, beide in ihrer Eigenartigkeit der Mitteldeutschen völlig fremdartig, begleitete sie als stumme Zuhörerin mit ihren aufmerksamen, festen Blicken. Nur als Albrecht über die Länge der Fahrt vom Bahnhofe zum abgelegenen Brookenpolder klagte, welche jedoch die Raschheit seiner jungen, ostpreussischen Pferde beträchtlich abkürzte, sagte Magda:

„Ich bedauere sehr, daß ich auch Ihnen gleich von Anfang an so zur Last fallen muß.“

Der Ton, den diese Worte trugen, sprach in entscheidener und einfacher Form eine so feste Ueberzeugung von des Fräuleins zweifellos belästigender Beschaffenheit aus, daß der also Bedauerte sich wie in gleicher unverbindlicher Auffassung ertappt fühlte. Er konnte daher nicht sofort ein ihm sonst selten fehlendes, wohlwendendes Wort höflich abwehrender Betheuerung finden. So brachte er daher auch nichts weiter hervor als ein kaltes und halb gemurmertes:

„O, bitte recht sehr.“

Bei diesem unüberwindlichen Mangel an Wiederhall auf Seiten seiner Nachbarin hatte Albrecht volle Mühe, sich der Leitung seines etwas lebhaften und flüchtigen Gespannes zu widmen, welches in seinem jugendlichen Uebermuthe der Herausforderung jedes klaffenden Hofhundes mit regelwidrigen Galoppstrüngen antwortete und endlich durch eine der Straße allzu nahe gerückte volllaufende Windmühle, mit denen die Landschaft der dortigen Marschen übersät ist, derartig erregt und besüßelt wurde, daß der Kutscher ihnen während kurzer Zeit die Bestimmung über den Gang des Fuhrwertes überlassen mußte. Jedoch bewahrte Albrecht in dieser durch die harte Annäherung des heftig schleudern den Wagens an die wohlgefüllten grünlichen Seitengraben der Landstraße einigermaßen kritisch verlaufenden Minute hinreichende Kaltblütigkeit, um für die Wahrnehmung empfänglich zu sein, daß seine Begleiterin nicht das geringste äußere Zeichen der Beforgniß über den Ausgang des Kampfes zwischen den beiden uneinigen Mächten blickte. Theda pflegte in gleichen Fällen ihrem Gatten die Schwierigkeiten der Rosslenkung durch jammernde Laute und ängst-

liches Anklammern an seinen ohnedieß vollbeschäftigten linken Arm erheblich zu erschweren. Fräulein Brandau dagegen saß mit unerrückter Haltung und im Schooße ruhenden Händen nachlässig zurückgelehnt neben ihm und beobachtete seine und der Pferde widersprechenden Bemühungen um die Führung mit einem derartig neutralen Blicke, als ob sie eine hippodromische Schaustellung betrachtete. Als das Einvernehmen hergestellt war und das leichte Gefährt wieder in regelmäßigem, scharfem Trabe auf der ebenen Klinkerstraße dahinrollte, fragte Albrecht, halb entschuldigend, seine Nachbarin:

„Ich hoffe, Sie haben sich nicht geängstigt, Fräulein Brandau?“

„Nein,“ erwiderte sie kurz. „Weshalb?“

„Nun —“ antwortete er stockend, da ihn die kühle Auffassung angefielst der Wassergräben überraschte.

„Ich dachte,“ erläuterte das junge Mädchen sofort selber die Frage, „Sie würden wohl aus eigenem Interesse Ihr Neugierstes thun, um das Schlammbad zu vermeiden. Und helfen konnte ich ja doch nicht.“

„Allerdings nicht,“ mußte Albrecht den rein sachlichen Standpunkt der jungen Dame anerkennen. Aber er gelangte nicht dazu, ihre Herzhaftigkeit auch nach Verdienst zu bewundern. Im Gegentheil, diese kaltblütige Ueberlegenheit verdroß ihn. Er fand das Fräulein recht unliebenswürdig in ihrer Unabhängigkeit und gedachte nun hinterher mit Wohlgefallen an die anklammernde, schutzbedürftige Aengstlichkeit und an die entsetzten, echt weiblichen Schreie seiner kleinen Frau.

Endlich fuhr sie auf langer Rampe an dem schweren Deiche hinauf, vor dem der Brookenpolder lagerte.

Albrecht brach hier das längere Schweigen. „Dort liegt Uthujan,“ sagte er, auf die niedrigen, langgestreckten Gebäude inmitten der Kohlgrünen Ebene zeigend, die der halb von hohen Bäumen versteckte, seltsame rothe Thurm überragte. „Das Außenhaus,“ fügte er erklärend hinzu, „vermuthlich so genannt, weil es außerhalb der Welt liegt. Der Brookenpolder hier vor uns bildet eine vorspringende breite Landzunge. Dahinter kommt gleich das Wasser. Dort drüben der grüne Wall, unser Deich, trennt uns allein noch von den Meereswellen. Zur Zeit der Flut, wenn das Wasser außen am Deiche weit höher steht als das niedrige Landbinnen, wird der Schutzwall Ihnen wohl eine etwas zweifelhafte Sicherheit einflößen.“

„Weshalb?“ ertönte wieder die gleichmüthige Frage.

Diesesmal antwortete Albrecht nicht, denn sie fuhr soeben über die hellgestrichene Holzbrücke, die den breiten, um das Gehörte laufenden Wassergraben überspannte, und durch den Garten dem Wohngebäude zu. In der Hausthür stand bereits Frau Theda, winkend und unter Thränen lächelnd. Sie schloß die hohe Gestalt der ersten und auch jetzt völlig gehaltenen Freundin in ihre Arme, fast wie ein Kind die lang entehrte Mutter bewillkommnet. Dann verschwanden beide Damen Albrecht's Blicken in das Innere des Hauses. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Soldaten im Bivouak.

(Wid. S. 28.)

„Krieg im Frieden“, das ist das Thema, welches unser Bild so mannigfach variiert. Im Feldzuge selbst kommen alle diese Dinge, diese Bauten aus Holz und Stroh, namentlich wie sie die ersten beiden Szenen und die letzte veranschaulichen, nur selten vor. Es gehört zu viel Zeit, auch viel Material dazu, sie aufzurichten, und deshalb finden sie meist nur dann Verwendung, wenn eine Truppe längere Zeit ohne bessere Unterkunft zu kampiren genöthigt ist, also beispielsweise bei Festungsbelagerungen. Aus demselben Grunde wird aber auch die Errichtung derartiger Kompagnielagerstätten für strenge Kälte, solcher Hüttenlager und Windstürme im Frieden nicht allzu oft geübt, gewöhnlich nur einmal während der dreijährigen Dienstzeit des einzelnen Mannes. Und in der That mag der Schutz, den sie gegen die Unbilden des Wetters gewähren, ein verhältnismäßig befriedigender sein — die Umstände, welche ihre Anwendung bedingen, eifige Kälte, Sturm, Schnee und Regen, sind so schlimme Gäste, daß man wünschen möchte, der Soldat bekäme überhaupt nicht mit ihnen zu thun; selbst im besten Falle pflegt ein solches Bivouak mit Hindernissen nicht ohne ein bißchen Ertältung vorüberzugehen. Für die Herren Offiziere ist ja durch Zelte etwas besser georgt, aber der gemeine Mann ist auf seine gute Natur und — seinen Humor angewiesen. Am schlimmsten sind die armen Posten daran, die sich nicht einmal nothdürftig vertriehen können wie die Anderen, sondern noch ihre fünf Sinne angespannt halten müssen, um sich nichts entgehen zu lassen, was ringsum passiert. Durchnäht bis auf die Haut, zähneklappernd, mit fleißigstrotzenden Gliedern einsam auf und ab wandelnd, harren sie sehnsüchtig der Ablösung. Kommen sie dann wieder bei den Kameraden an, so stärkt sie wohl ein guter Schlaf, einige wohlgemeinte Scherze thun das Uebrige, sie aufzuwärmen, und ähnerer wie innerer Mensch gerathen nothdürftig wieder in's Gleichgewicht. Zuweilen bleibt die Stimmung trotz aller Beschwerden ungetrübt; Spasmacher, Kerle mit unverwundlicher Laune, gibt es ja schließlich bei jedem Truppentheile, und je unübersichtlicher die Situation, desto lebendiger geht es wohl her; Schnurren und Späße, Redereien und Sticheleien fliegen herüber, hinüber, tollster Uebermuth macht sich geltend; ein munteres Lied bringt Abwechslung in das Ensemble, so daß schließlich gar der gestrenge Offizier da jour zur Ruhe mahnen muß. Humor verloren — Alles verloren! Man „ullt“ in gedämpftem Tone weiter, bis doch allmählig die Fittige des Schlafes trotz allen Ungemaches sich über die Wäden breiten. Beim Erwachen aber denkt man, während man gähmend prüft, ob die Gelenke sich noch biegen, in Erinnerung an den lustigen Abend frei nach Horaz: „Süß ist und ehrenvoll für's Vaterland — ein Schnupfen.“ C. C.

Der Altarschrein in der Domkirche zu Schleswig.

(Wid. S. 22.)

Die Domkirche zu Schleswig ist in mancher Hinsicht interessant, der Rundbogenstil kommt bei ihr zu schöner Vollendung und die Mächtigkeit der Verhältnisse macht einen erhabenden, feierlichen Eindruck. Zu den interessantesten Merkwürdigkeiten der an alterthümlichen Skulpturen reichen Kirche gehört der große Altarschrein von Hans Brüggemann, vollendet um das Jahr 1521, welchen wir hier in Abbildung unseren Lesern zeigen. Das originale Werk ist in Holz geschnitten, 50 Fuß hoch und 25 Fuß breit, bei 3 Fuß Tiefe in einzelnen Abtheilungen und stellt in 22 Feldern mit 385 Hauptfiguren Szenen aus dem Alten Testamente und dann speziell die Leidensgeschichte Christi dar, ferner Christus als Erlöser der Menschheit im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt. Der Schrank hat eine schöne architektonische Gliederung, die Szenen zeigen ein großes Kompositionstalent und die Figuren besitzen Leben und Ausdruck. So steht dieser Schrank denn als Kunstwerk, als Leistung nordischer kirchlicher Kunst und als Holzschneiderei alter Zeit sehr hoch und wird mit Recht als eine der größten Merkwürdigkeiten Schleswigs gerühmt. Unsere Illustration gibt den Gesamteindruck vortreflich wieder. Man kann aber stundenlang sich unterhalten bei der Betrachtung der kunstvollen und eigenartigen Einzelheiten und staunt immer von Neuem über die unerschöpfliche Phantasie des alten Meisters.



Aus allen Gebieten.

Küche.

Gebratene Kefel nach amerikanischer Art. Diese sind eine wahre Delikatesse, die in Amerika bei Jung und Alt mit Recht sehr beliebt ist. Man nimmt Kefel von saurer Sorte, schält sie und entfernt die Kernhäuser, ohne sie zu theilen. Dann füllt man die Kernhauslöcher mit gestoßenem Zucker, legt ein kleines Schnittchen Butter oben auf, stellt die Kefel in eine Bratpfanne und bringt diese in eine heiße Bratröhre oder einen Backofen. Zuweilen ändert man auch das Verfahren etwas ab, indem man die Kefel viertheilt und in einer mit Butter bestrichenen Pfanne brät, nachdem man sie mit Zucker bestreut hat. Sie werden aber in dieser Weise nicht so gut.

Zimmer und Salon.

Abgeschnittene Blumen kann man nur eine kurze Zeit im Wasser frisch erhalten, schon nach 24 Stunden welken sie. Man beobachtete schon längst, daß welkende Blüten im Wasser heißer Quellen, zum Beispiel in der von Gastein, wieder frisch werden und gleichsam neu aufleben, glaubte auch schon hierin einen Beweis für die eigenthümlich belebende Kraft und eine ganz besondere Eigenschaft des von der Erde selbst erwärmten Wassers gefunden zu haben. Allein jedes, auch das künstlich erhitzte Wasser hat diese Wirkung. Man kann sich leicht hievon überzeugen, indem man eine welkende Blume so weit in siedend heißes Wasser hineinsetzt, daß etwa der dritte Theil des Stengels im Wasser steht; die Blume wird, während das Wasser erkaltet, sich emporrichten und ihr verlorenes lebhaftes Ansehen wieder erhalten. Nachdem so der Stengel aufgedrückt ist, schneidet man den Theil desselben, welcher angebräut worden war, ab und setzt die Blumen in frisches kaltes Wasser. Auf diese Weise sind Blumen, welche bereits abgeschnitten einen Tag lagen, aber noch nicht ganz dürr waren, wieder verjüngt worden.

Gesundheitspflege.

Pflanzen und Gesundheit. Ozon ist ein kondensirter Sauerstoff, der alle giftigen und schädlichen Stoffe der Luft verzehrt. Jedermann weiß, daß die Landluft reiner als die Stadtluft ist. Es gehört zu den neueren Entdeckungen, daß alle Blumen und grünen Pflanzen im Sonnenschein ungeheure Quantitäten Ozon erzeugen. Deshalb können Pflanzen in Wohnungen zur Beförderung der Gesundheit beitragen, und sich mit grünen Pflanzen und schönen Blumen umgeben, ist nicht nur eine Quelle des Vergnügens, sondern auch eine Handlung der Klugheit.

Sylbenräthsel.

Die Anfangsbuchstaben der Worte, welche man aus nachfolgenden Sylben bilden kann, ergeben von oben nach unten gelesen den Namen eines deutschen Dichters, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen eine seiner Dichtungen.

- nach, ra, i, ten, fer, up, ri, ti, de, is, bac, non, cat, dot, s, er, ba, la, ol, man, bah, her, er, frea, i, li, sa, au, weih, me, ti, ta, lin, zont, nie.
- 1) Ein Fest.
 - 2) Ein Name einer Person des Alten Testaments.
 - 3) Ein Baum.
 - 4) Ein griechischer Schriftsteller.
 - 5) Eine Göttin.
 - 6) Ein Gebirge.
 - 7) Ein Mädchennamen.
 - 8) Ein anderer Ausdruck für Gesichtskreis.
 - 9) Ein Schriftsteller der Gegenwart.
 - 10) Die beste Tabakart.
 - 11) Eine Villa bei Rom.
 - 12) Ein neueres Schauspiel.

Auflösung der Charade Seite 12:

Gubjwed.

